Ein seltner Fall,

oder

die Mutter, die Vertraute ihrer Tochter.

Ein

Lustspiel in drey Aufzügen

von

J. F. Jünger.

Regensburg, 1803.

bey Montag und Weiß.

Personen.

Frau von Feldstern.

Henriette, ihre Tochter.

Röschen, eine arme Verwandte.

Herr von Bähring.

Herr von Helmstädt, sein Neffe.

Matthias, Gärtner der Frau von Feldstern.

Die Handlung geht auf dem Gute der Frau von Feldstern im Garten vor.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Helmstädt geht auf und ab, und sieht immer in die Scene, zu ihm Röschen.

Helmstädt. Nun schönes Röschen! Sie kommen so allein? und wo bleibt Fräulein Henriette?

Röschen. Sie wird bald kommen. Sie ist bey der Tante. Ich bin indessen voraus gegangen, weil ich etwas mit Ihnen zu sprechen habe.

Helmstädt. Und das ist?—

Röschen. Sie müssen mirs nicht übel nehmen, Herr von Helmstädt. Henriette und ich kennen Sie blos dem Namen nach. Sie sind mit ihr sieben bis achtmal hier im Garten zusammen gekommen, sind beide hübsch, haben sich in einander verliebt; das ist in der Regel. Bis jezt weiß noch Niemand etwas von Ihren Zusammenkünften, als ich, Henriettens Verwandte und Vertraute, auch das ist in der Regel. Aber die

Tante könnte durch einen Zufall hinter unser Geheimniß kommen, da könnte es etwas für mich absetzen, und das wäre denn eine garstige Ausnahme von der Regel. Erlauben Sie also, daß ich Sie zu meiner eigenen Sicherheit in aller Unterthänigkeit frage, was Sie eigentlich für Absichten auf Henrietten haben?

Helmstädt. Die ehrlichsten von der Welt.

Röschen. Warum gehen Sie also nicht geradezu an die Mutter?

Helmstädt. Ja, da liegt eben die Schwierigkeit.

Röschen. Eine bessere Parthie, als Henriette ist, können Sie wohl nicht leicht finden.

Helmstädt. Sie ist nur zu gut für mich.

Röschen. Zu gut? Ich verstehe Sie nicht.

Helmstädt. Was meine Familie und meinen Adel betrift, ist nichts einzuwenden.

Röschen. Nun? und gegen was denn sonst?

Helmstädt. Ich bin arm, gutes Röschen; habe kein Geld.

Röschen. Wie! Sie sind arm?

Helmstädt. Aber aufrichtig. Ich sage die Sache, wie sie ist. Ich habe nur ein ganz klei-

nes unbedeutendes Vermögen. So gut, als gar keins.

Röschen. Ach, wenn das so ist — Hören Sie, das will mir ganz und gar nicht in dem Kopf! Sie sehen, ich kann auch aufrichtig seyn — Wer sieht denn Ihnen das an, daß Sie kein Vermögen haben. Muß man denn so hübsch seyn, wenn man arm ist? In der That, Sie haben mich erschrecklich getäuscht.

Helmstädt. Das war nicht meine Schuld.

Röschen. Aber sagen Sie mir um alles in der Welt, wenn die Sachen so stehen, was sollen wir denn mit Ihnen anfangen? Henriette nähme freylich die Sache nicht so genau: aber Sie hat eine Mutter, die mit einem Schwiegersohne, der ein Vermögen hat, das so gut, als gar kein Vermögen ist, sehr schlecht zufrieden seyn würde; das könnte am Ende für mich und Henriette schief laufen.

Helmstädt. Liebes Röschen! Ich bitte Sie um alles in der Welt, verlassen Sie mich nur nicht. Ich meine es ehrlich, und ich verspreche Ihnen, Ihr Glück zu machen, wenn ich Fräulein Henriette zur Frau bekäme.

Röschen. Sie wollen mein Glück machen?

Helmstädt. Ja, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Noch einmal, ich bin ein ehrlicher Mann. Es ist nicht Henriettens Vermögen, was mich reizt. Ich war auf dem Wege nach Wien, wo ich ein sehr reiches Mädchen heurathen soll, ein Mädchen, das vielleicht noch viel reicher, als Henriette ist. Aber jezt ist keine Rede mehr davon. Henriette hat mich auf ewig gefesselt, und wenn ich so glücklich bin, sie zu bekommen, so können Sie versichert seyn, liebes Röschen, daß auch Ihr Glück gemacht ist.

Röschen (nach einigem Nachsinnen). Hören Sie, Herr von Helmstädt! Sie sind wirklich ein sehr gefährlicher Mensch. Wissen Sie wohl, daß Sie anfangen mich zu interessiren? Ich bin in der That jezt mehr als jemals geneigt, zu glauben, daß Henriette mit Ihnen glücklich seyn wird.

Helmstädt. O! ganz gewiß wird sie das. Ich habe mirs einmal in dem Kopf gesezt. Sie, oder keine andere.

Röschen. Wenn nur der verdammte Umstand mit dem Vermögen nicht wäre! — Sagen Sie mir, haben Sie denn ganz und gar keine Hoffnung, welches zu bekommen? — Man hat doch sonst so etwa einen abgelebten Onkel, oder eine

verlegene Tante irgendwo. Haben Sie denn ganz und gar nichts dergleichen?

Helmstädt. O! ja: Ich habe einen Onkel, der sehr, recht sehr viel Geld hat, der mich sehr liebt. —

Röschen. Aber warum sagen Sie denn das nicht gleich? Machen mir da so bange, und haben einen reichen Onkel im Hinterhalte. Es ist doch eine schöne Sache um einen reichen Onkel. Und vermuthlich ist dieser Onkel schon steinalt? Nun natürlich! Ein reicher Onkel muß alt seyn; denn wozu hat man sie denn sonst, als daß man, so bald als möglich, von ihnen erbt.

Helmstädt. Nun, das ist bey dem Meinigen der Fall aber nicht. Er ist noch in den besten Jahren.

Röschen. In den besten Jahren? und wie alt ist er denn?

Helmstädt. Er ist einige vierzig.

Röschen. Er ist einige vierzig? Daß Gott erbarme! Wie kann sich ein Onkel unterstehen, erst einige vierzig alt zu seyn; da könnte er ja recht füglich noch ein Neffe seyn — Aber vielleicht ist er kränklich?

Helmstädt. Ganz und gar nicht; er ist so gesund, als möglich. Auch wünsche ich ihm recht vom Herzensgrunde ein langes Leben.

Röschen. Hören Sie, Herr von Helmstädt. Ich finde Sie als Neffen in Ihrer Art eben so sonderbar, als Ihren Onkel. Ein armer Neffe, der seinem reichen Onkel ein langes Leben wünscht, und ein reicher Onkel von einigen vierzig Jahren! Wo kommt die Welt hin! Heut zu Tage wird doch wirklich alles aufs höchste getrieben! — Aber wenn Sie dieser Onkel so sehr liebt, wie Sie sagen, so könnten Sie ihn doch wenigstens bereden, daß er Ihnen sein Vermögen verschriebe?

Helmstädt. Davon dürfte wohl vor der Hand keine Rede seyn; denn, wie ich höre, so ist er im Begriff sich zu verheurathen.

Röschen. Sich zu verheurathen? Jezt gehen Sie mit ihrem Onkel; daß er erst einige vierzig Jahre alt ist, das war schon arg; daß er gesund ist, das war noch ärger: aber daß er gar heurathen will, das ist gar zum ungeduldig werden. Was soll man denn mit einem solchen Menschen anfangen? Wozu soll man ihn brauchen? Pfui! ich schämte mich, so ein Onkel zu seyn.

Helmstädt. Liebes Röschen! Ich bitte Sie! Verlassen Sie mich nicht.

Röschen. Jede andere an meiner Stelle würde Sie im Stiche lassen. Aber ihr Schicksal hat gerade etwas Anziehendes für mich. Sie und Henriette müssen ein Paar werden. Entfernen Sie sich ein wenig. Sie muß gleich hier seyn. Sie können dann bald zum Vorschein kommen, aber Sie müssen so thun, als kämen Sie erst. Sie weiß nichts davon, daß ich Sie hieher bestellt habe. Ich hielt es für nöthig, mit Ihnen allein zu sprechen, und jezt weiß ich doch hübsch, wie ich mit Ihnen daran bin. (Helmstädt ab.)

Zweyter Auftritt.

Röschen allein, dann Henriette.

Das ist ein Mensch, dem man gut seyn muß. Es wäre Jammer und Schade, wenn die beiden Leutchen nicht zusammen kämen. Es ist wirklich ein gutes Werk, wenn man ein wenig dazu behülflich ist: die Christenpflicht erfoderts ordentlich. (Henriette kommt) Nun endlich, dem Himmel sey Dank! Ich glaubte schon, Du kämst gar nicht.

Henriette. Ich konnte mich nicht von meiner Mutter los machen — Nun sage, hast Du von Helmstädt etwas Näheres erfahren?

Röschen. Freilich habe ich.

Henriette. Nun! Geschwind.

Röschen. Hm! Was ich Dir von ihm zu sagen habe, erfährst Du noch immer zeitlich genug. Es klingt so tröstlich eben nicht.

Henriette. Du erschreckst mich; ums Himmels willen. —

Röschen. Weißt Du wohl, daß Du in diesem Jahre schon seine vierte Amour bist?

Henriette (ganz kleinlaut). Seine vierte Amour!

Röschen. Was ich Dir sage. Das heißt, seine vierte ernsthafte Amour, ohne was ers so nebenbey etwa pour la bonne bouche abgesezt haben mag. Dreyen hat er die Ehe förmlich versprochen, und alle drey sitzen lassen.

Henriette. Der abscheuliche Mensch.

Röschen. Warum denn abscheulich? Das beweist im Gegentheil, daß er liebenswürdig seyn muß, weil er so viele Eroberungen gemacht hat, und eine solche liebenswürdige Art von Abscheulichkeit kann ein Mädchen ihrem Liebhaber allen-

falls wohl verzeihen. Mir an Deiner Stelle machte ihn das gerade um so viel anziehender. Solche Wildfänge muß man zu fixiren suchen, um hernach alle die Untreuen, die er an unserm Geschlechte begangen hat, an ihm zu rächen. Und vielleicht ist diese süsse Rache gerade Deinen Reitzen aufbehalten.

Henriette. Und darüber kannst Du noch scherzen?

Röschen. Nun soll ich etwa darüber weinen? Drey Mädchen hat er sitzen lassen, das klingt freilich barbarisch. Der Falsche, Ungetreue! — Aber wenn nun auch drey Mädchen mehr in diesem Jahre angeführt worden sind, was geht das mich an? Wenn ich nur nicht unter den Angeführten bin. Ich für meinen Theil habe mit solchen verlassenen Ariadnen kein Mitleiden.

Henriette. Ich danke Dir für den wahrhaft freundschaftlichen Antheil, den Du an mir nimmst.

Röschen. Ey, Du bist ja noch nicht mit ihm auf Naxos! — Und weißt Du denn, was er noch für schöne Eigenschaften hat?

Henriette (furchtsam). Nein?

Röschen. Er trinkt und spielt.

Henriette. Ich bitte Dich, kein Wort weiter von ihm.

Röschen. Wie wunderlich Du auch bist. Was ist denn das nun weiter? Du trinkst und spielst mit. Das Spiel stärkt das Genie, und in einem Hause, wo gespielt wird, gehts immer brav lustig zu, weil es nie an guter Gesellschaft gebricht. Und was das Trinken betrift, auf einen tüchtigen Rausch mag es sich gar vortreflich schlafen. Freilich sezts am Ende rothe Nasen ab, aber ob eine Kupfernase mehr oder weniger in der Haushaltung ist, das macht im Staate keinen wesentlichen Unterschied. Wenn der Mann eine hat, so trinkt sich die Frau der Garnitur wegen auch eine.

Henriette. Röschen, liebes Röschen! Wenn Du mir nur ein wenig gut bist, nichts mehr von dem abscheulichen Menschen.

Röschen. Ja, und gleich wohl möchte ich Dir gerne noch etwas von dem abscheulichen Menschen sagen.

Henriette. Wenn du willst, daß ich fortgehen soll — (sie gehet.)

Röschen. Geh nur, geh! Ich habe einen Talismann, der Dich sogleich wieder zurückbringen

wird. Wenn ich Dir zum Beyspiel sage, daß ich das alles nur zum Scherz ersonnen habe, (Henriette steht still und sieht sich um) daß von allem dem keine Sylbe wahr ist—

Henriette (kommt geschwind wieder zurück). Ist das aber auch wahr, Röschen? oder führst Du mich wieder an?

Röschen. Närrchen! Sieht er denn aus, wie ein Spieler oder ein Trinker? Wie leichtglaubig ihr Verliebten aber auch seyd. Alles, was ich von ihm gehört habe, spricht zu seinem Vortheile.

Henriette. Böses Mädchen! Und du kannst mich so beängstigen.

Röschen. Er ist ein Mensch, der von allen, die ihn kennen, geliebt und geachtet wird. Mit einem Wort ein vollkommener Honnethomme.

Henriette (lustig). Dacht ichs doch gleich. O! in solchen Fällen bin ich scharfsichtig.

Röschen. Und gleichwohl ist es kein Mann für Dich.

Henriette (kleinlautend). Kein Mann für mich?

Röschen. Nein! sag ich Dir, ganz und gar nicht.

Henriette. Aber warum denn nicht?

Röschen. Er hat einen erschrecklichen, unverzeihlichen Fehler.

Henriette. Röschen, spanne meine Geduld nicht auf die Folter.

Röschen. Er hat kein Vermögen.

Henriette (vergnügt). Wenns weiter nichts ist. Und das nennst Du einen Fehler? Ich möchte es eher eine Tugend nennen.

Röschen. Auf diese Art muß ich in Deinen Augen eine sehr tugendhafte Person seyn. Aber Du vergißt, daß Du eine Mutter hast, und dergleichen Tugenden wollen die Mütter an ihrem Schwiegersohne gewöhnlicherweise eben nicht gern loben. — Indessen kommts auf eine Probe an. Wer weiß? Deine Mutter könnte auch eine Ausnahme von der Regel seyn.

Henriette. Aber Röschen! Ists Dein Ernst, daß Dü ihn seine Armuth für einen unverzeihlichen Fehler anrechnest?

Röschen. Närrchen! Ich bin ja keine Mutter. Du weißt ja wohl, Mädchen von unseren Jahren sehen über dergleichen Kleinigkeiten hinweg. Und wenn ich vollends so wie Du ein Vermögen von

Hundert tausend Gulden hätte, so würde ich mirs als ein verdienstliches Werk anrechnen, einen armen Menschen, wie Helmstädt ist, glücklich zu machen.

Henriette (treuherzig). Sieh, Röschen! Gerade so denke ich auch.

Röschen (lächelnd). O! ich weiß es. Wir sind in unsrer Familie alle recht gutherzig! — und denke, er hat mir ja gar versprochen, mein Glück zu machen, wenn Du seine Frau bist.

Henriette. Welches Vergnügen, einen solchen Menschen glücklich zu machen.

Röschen. Ich widerspräche Dir gerne, wenn ich könnte.

Henriette. Je mehr er mir zu verdanken hätte, je theurer würde er mir werden.

Röschen. Wo ich nicht irre, so ist das bey den meisten armen Männern, die reiche Weiber heurathen, der Fall. Je mehr sie ihren Weibern kosten, je theurer werden sie ihnen. Die böse Welt will sogar behaupten, daß das diejenigen Gatten sind, die man im eigentlichen Verstande theure Ehegatten nennen kann.

Henriette. Ich will doch nicht hoffen, daß Du das auf Helmstädt anwenden willst?

Röschen. Ey, bewahre! Glaubst Du denn, daß mir so erschrecklich viel daran liegt, Händel mit Dir zu haben? — Im Gegentheil will ich Dir noch etwas von ihm vertrauen, das Dich gewiß freuen wird. Er war im Begriff, ein Mädchen zu heurathen, das noch viel reicher ist, als Du. Sein Onkel hatte die Sache schon so gut, als richtig gemacht: Aber um deinetwillen schlägt er diese Verbindung jezt aus.

Henriette. Und rühmt sich nicht einmal damit, das ist das Beste von der Sache. Ein Anderer als er hätte mir das schon längst als ein grosses Opfer angerechnet, das er mir brächte. Der Mensch wird mir mit jedem Augenblick lieber!

Röschen. Sag ichs doch. Ihr zwey müßt ein Paar werden. Ehen werden im Himmel geschlossen, sagt man; und in der Art, wie ihr zusammen gekommen seyd, ist die Hand des Himmels sichtbar im Spiele. Sieh nur, in dem Lustwalde dort giebts eine Menge Alleen, in denen Du spazieren gehst! Weßwegen sonst, als weil er Dir begegnen soll? Was that er? Er hatte ein Buch in der Hand! und Du? Du hattest auch ein Buch in der Hand; kann wohl etwas auffallender seyn?

Henriet-

Henriette. Gewiß nicht.

Röschen. Er grüßt dich, du dankst ihm. Den andern Tag um dieselbe Stunde ganz von ungefähr, in derselben Allee, ganz von ungefähr derselbe Spaziergang. Er grüßt wieder, du dankst wieder. Er fragt, wie du geschlafen hast, darauf mußt du ja natürlicher Weise antworten, aus Fragen und Antworten entsteht ein Gespräch, und aus diesem Gespräch Bekanntschaft. Und was das Besonderste war, keines von euch hatte diesen Tag ein Buch.

Henriette. Und Röschen, weißt du noch, wie ich den ganzen Tag mich bemühet habe, ihn aus dem Kopfe zu bringen, und alles umsonst.

Röschen. Ich weiß ja noch. Du zerstachst dir beym Nähen die Finger, trafst keine Note, als du singen wolltest, nahmst das Dintenfaß statt der Streusandbüchse, als du den Brief an dem Onkel überschrieben hattest, und sahst unsern grossen Kater, der am Hoffenster saß, für unsern Schulmeister an.

Henriette (nach einigem Nachsinnen). Nur meine Muter liegt mir im Kopfe. Was wird die sagen? Sie liebt mich so herzlich! Wir sind bis-

her nur ein Herz und eine Seele gewesen. Man konnte ordentlich sagen, sie hatte keinen anderen Willen, als den meinigen.

Röschen. Das war auch eine grosse Kunst. Das kam daher, weil du keinen andern Willen hattest, als den ihrigen. Versuche es einmal, deinen eigenen Willen zu haben, und wir wollen sehen, ob ihr noch einerley Willen habt?

Henriette (wie oben). Wenn ich nur nicht so reich wäre, das ist mein einziges Unglück.

Röschen. Du hast die spaßhafteste, lustigste Sorte von Unglück, die einer nur erdenken kann. Weißt Du was? Laß mir doch etwas von Deinem Unglück zukommen.

Henriette. Warum nicht! Wenn ich mündig wäre, gleich — aber sage mir Röschen, werde ich ihn heute nicht sehen?

Röschen. Zeige mir deine Uhr, so will ich Dirs auf die Minute sagen. (Sie sieht nach) Er wird gleich da seyn.

Henriette. Wie, Du hast ihn bestellt?

Röschen. Und was geht denn das Dich an?

Henriette. Er wird glauben, ich habe Dirs aufgetragen.

Röschen. Und wenn ers glaubt, was denn?

Henriette. In der That — so etwas wirft einen gewissen Schatten auf ein Mädchen — Ich trage Bedenken, ihn hier zu erwarten.

Röschen (die Helmstädt von innen sieht). Nun weißt Du was? Gehen wir.

Henriette. Ein andersmal, wenn Du ihn wieder bestellst —

Röschen. Also soll ich ihn doch ein andersmal wieder bestellen?

Henriette. Sage ich denn das? — Ich meine nur, wenn es Dir wieder einmal einfiel, so sage es ihm ausdrücklich, daß ich nichts davon weiß.

Röschen. Weißt Du was, (auf Helmstädt) da ist er, sag es ihm selbst.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Helmstädt, im Hintergrunde Matthias.

Henriette. (in größter Verlegenheit). In der That, Herr von Helmstädt — Ich bin so überrascht — Ich wußte ganz und gar nichts davon, daß Sie in der Nähe waren.

Helmstädt (küßt ihr die Hand). Ich bitte recht sehr um Verzeihung.

Henriette. Ich meine nur, daß ich an dem Rendesvous, das Ihnen hier gegeben wurde, keinen Theil habe.

Helmstädt. O! Ich weiß es leider nur zu gut, daß ich das Glück Sie zu sehen, blos ihrer Cousine verdanke.

Henriette. Sie sagte mirs erst in diesem Augenblicke, daß Sie kommen würden.

Helmstädt. Meine Gegenwart ist Ihnen doch nicht zuwider?

Henriette. Wenn das wäre, so würde ich die Orte vermeiden, wo ich fürchten könnte, Sie zu finden.

Röschen. Bemerken Sie nicht Herr von Helmstädt: fürchten könnte! Es komnit alles auf den Accent an. Ich kann Ihnen aber versichern, daß Sie meiner Cousine ganz und gar nicht fürchterlich sind. Im Gegentheil, Sie sollten nur hören, wie gut sie von Ihnen spricht, wenn Sie nicht da sind.

Henriette. Pfui doch, Röschen!

Helmstädt. Ich bitte Sie, bringen Sie mich nicht um das Vergnügen, das mir Röschens Worte machen.

Röschen. Und was ist denn Anstössiges dabey, daß es dir lieb ist, daß Herr von Helmstädt von allen, die Ihn kennen, geliebt und geachtet wird, und daß du mit allen, die Ihn kennen, einerley Meinung bist? Warum soll ichs Ihm denn nicht sagen, daß du ihm seine Armuth als eine Tugend anrechnest, und daß du dir eine Freude daraus machen wirst, ihn für die Strenge des Schicksals zu entschädigen? Ich sehe darin nichts Unrechtes. Solche Gesinnungen machen ja deinem Herzen mehr Ehre, als Schande.

Helmstädt. Wäre es möglich, liebenswürdiges Mädchen, daß ihre Güte gegen mich so weit gieng? Darf ich das glauben, was Röschen da sagt?

Henriette (hält die Hände vor die Augen). Warte nur Röschen! Das will ich Dir merken.

Röschen. Das will ich mir ausbitten; auch würde es dem Herrn von Helmstädt ganz und gar nicht lieb seyn, wenn du es vergässest.

Helmstädt. Wie glücklich machen Sie mich. Ich habe ihnen nichts anzubieten, als ein Herz,

aber ein Herz, das Ihre Verdienste innig fühlt, das von Liebe und Erkenntlichkeit durchdrungen ist.

Röschen (die den Gärtner gewahr wird). Sprechen Sie nicht so laut. Matthias lauscht dort von weitem. Ich weiß nicht, was der Esel hier zu thun hat?

Henriette (äusserst erschrocken). Der wird meiner Mutter alles wieder sagen! — Leben Sie indessen recht wohl, Helmstädt. Ich muß fort. Wir sehen uns wieder (ab).

Helmstädt. Ich will auch gehen.

Röschen. Nein, Herr von Helmstädt, bleiben Sie. Ich habe einen Einfall: Ich glaube, es ist besser, daß wir ihn in unser Geheimniß ziehen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Henriette.

Röschen (welche thut, als würde sie ihn erst gewahr). Ach sieh da! Herr Matthias. Was macht Er denn hier?

Matthias. Ich? Das ist curios. Der Gärtner kann ja wohl im Garten herumgehen.

Röschen. Ich meine nur, was er gerade hier macht?

Matthias. Nun kann ich denn nicht eben so gut gerade hier seyn, als wo anders? Wenn ich nun hier seyn will? Und hier ist ein gar lustiges Plätzchen. Es lassen sich so allerhand Betrachtungen anstellen.

Röschen. Betrachtungen? Und worüber denn?

Matthias. Ueber allerhand. Da hatte ich eben über drey Vögelchen meine Betrachtung, die hier auf einem Flecke beysammen waren. Das eine war das schönste von den dreyen, machte sich aus dem Staube, so wie es mich gewahr wurde, gerade wie Sperlinge, wenn ich sie über unsern Kirschen ertappe, das andere (auf Helmstädt zeigend) blieb noch da, vermuthlich weil es die schönen Stückchen gern hört, die ihm das dritte vorpfeift.

Röschen. Das heißt so viel, als er hat uns beide und Henriette gesehen?

Matthias. Sage ich denn das?

Röschen. Und hat gehört, von was wir sprachen?

Matthias. Möcht ich nur wissen, wo das Fräulein das Rathen gelernt hat.

Röschen. Wir sind hier von ungefähr zusammengekommen.

Matthias. Nun das Sprichwort sagt, Berg und Thal kommen nie zusammen, aber gute Freunde.

Röschen Es ist wirklich das erstemal, daß wir den Herrn da sehen.

Matthias. Glaube gern, und mir ists gerade, als sahe ich ihn schon zum achten oder neuntenmal hier im Garten.

Helmstädt. Wenn man einem Frauenzimmer begegnet, so erfodert es die Höflichkeit, daß man sie grüßt.

Matthias. Freilich wohl, das erfodert die Höflichkeit. „Unterthäniger Diener, mein Fräu„lein— Ergebene Dienerin, mein Herr— Und „wie befinden Sie sich, mein Fräulein— Recht „wohl, mein Herr— Und wie glücklich machen „Sie mich, mein Fräulein. Ich habe Ihnen nichts „als ein Herz anzubieten.“— Wars nicht so? Und hernach sagen die Leute, das sey ein Liebeshandel, und im Grunde ists nichts, als ein Gruß, eine Höflichkeit.

Röschen. Hör' Er einmal, Matthias, da Er schon so viel gehört hat, wäre Er wohl geneigt, ein wenig auf unserer Seite zu seyn?

Matthias. Das will ich nicht zu, aber auch gerade nicht absagen. Es käme auf die Art an, wie man mir die Sache antrüge.

Röschen. Ich bitte Ihn recht schön.

Helmstädt (indem er ihm Geld giebt). Ich werde nicht unerkenntlich seyn.

Matthias. Das ist etwas anders (indem er das Geld zählt). Lassen sie mich doch das Ding vernünftig überlegen. Sie sind dem Fräulein hier begegnet. Nun darin sehe ich nichts Unrechtes? Jemanden begegnen, das ist ja wohl erlaubt?

Röschen. Das denk ich auch.

Matthias. Und was das Uebrige betrift, unser Fräulein ist schön; was schön ist, wünscht man zu haben, das ist sehr natürlich, das verdenke ich Ihnen gar nicht. Wenn Sie also der Schwiegersohn meiner gnädigen Frau werden wollen: meine Empfehlung haben Sie. Damit Gott befohlen (will gehen.)

Röschen (hält ihn auf). Halt, Herr Matthias! Mit seiner Einwilligung ist uns nicht gedient.

Matthias. Nicht gedient? Wofür hat mir denn sonst der Herr das Geld gegeben, als daß

ich auf seiner Seite seyn soll? Und wenn ich ihm meine Empfehlung gebe—

Röschen. Er muß ein wenig die Luft rein halten, versteht er? Muß es uns sagen, wenn die Tante etwa kommt.

Matthias. Ach! ich verstehe! Ich soll spioniren; aber da muß ich hin und her laufen, das kostet Schuhsohlen. Das da hier (das Geld hinhaltend) war nur für das auf der Seite seyn, da ist für den Schuster nichts dabey.

Helmstädt (giebt ihm mehr Geld). Da ist für den Schuster.

Matthias. So laß ich mirs gefallen. Jezt können Sie sich einander von ungefähr begegnen, so oft Sie wollen, ich werde es schon sagen, wenn etwa die gnädige Frau in Anmarsch ist. (ab)

Fünfter Auftritt.

Röschen und Helmstädt.

Röschen. Also, Herr von Helmstädt, lassen Sie uns die Augenblicke nützen, die wir ungestört allein seyn können, und überlegen, was zu thun ist. Henriettens Herz haben Sie ganz, aber

wie dermalen die Sachen stehen, wird Ihnen das wenig helfen. Es ist eine Mutter im Wege, die uns gewaltige Sprünge machen wird. Sie liebt ihre Tochter zwar ausserordentlich: aber dem ungeachtet glaub ich nicht, daß sie jemals ihre Einwilligung dazu geben wird, Sie als ihren Schwiegersohn zu wissen. Was denken Sie also zu thun?

Helmstädt. Was ich zu thun denke? Nichts vor der Hand, gar nichts. Bis jezt habe ich nichts gedacht, als meine Liebe zu Henriette.

Röschen. Aber Sie sollten doch auch ein wenig darauf denken, wie Sie diese Liebe durchsetzen, wie Sie Ihr Glück befestigen.

Helmstädt. Freylich sollt ich das! Aber was soll ich thun?

Röschen. Das frage ich eben Sie.

Helmstädt. Nun, ich werde darüber nachdenken.

Röschen. Dabey ist nur ein kleiner Umstand zu beherzigen. Indem sie darüber nachdenken, wie Sie Ihre Geliebte zur Frau bekommen, könnte man sie zur Frau eines Andern machen.

Helmstädt. Zur Frau eines Andern? Das würde ich nicht überleben.

Röschen. Nun, so sind Sie so gut, als ein todter Mensch.

Helmstädt. Ist wirklich eine Heurath für sie im Werke?

Röschen. Ich habe so von weitem davon gehört. Sie können ja leicht denken, daß ein hübsches und reiches Mädchen nicht ohne Freyer bleibt.

Helmstädt. Ich bitte Sie, sagen Sie—

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Matthias.

Matthias. Holla! Die Luft verändert sich.

Röschen. Wer kommt?

Matthias. Der Feind, das heißt, die gnädige Frau.

Röschen. Geschwind retiriren Sie sich da durchs Lustwäldchen, ich mache mich auf die Seite. (Sie von der einen, Helmstädt von der andern Seite ab)

Matthias. Und ich bleibe da, und thue, als wenn gar nichts vorgefallen wäre (geht auf und ab).

Siebenter Auftritt.

Matthias, Frau von Feldstern.

Frau v. Feldstern. Ach! seyd ihrs Matthias? War mirs doch, als hörte ich hier Stimmen.

Matthias. Das war ich, Ihro Gnaden. Wenn ich allein bin, so rede ich immer mit mir selbst. Das giebt die schönsten Gespräche, denn ich bin immer meiner Meinung, und widerspreche mir also nie.

Frau v. Feldstern. Ihr hintergeht mich doch nicht?

Matthias. Wofür halten mich Ihro Gnaden?

Frau v. Feldstern. Nun, ich will euch indessen glauben. — Mir ists lieb, daß ich euch allein finde. Ich habe einen Antrag für euch, den ich keinem andern von meinen Leuten anvertrauen mag. Ich säh es gerne, wenn ihr meine Tochter auf ihren Spaziergängen ein wenig beobachtetet. Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, daß sie regelmässig alle Tage um dieselbe Stunde mit Röschen ausgeht. Das hat mich auf eine Vermuthung gebracht, und ich möchte gerne wissen, ob diese Vermuthung Grund hat.

Matthias. Und, muß ich Ihro Gnaden etwa sagen, was ich sehe oder höre?

Frau v. Feldstern. Versteht sich! Und ich werde nicht unerkenntlich dafür seyn.

Matthias. Ja, das Metier ist nicht übel, es trägt Geld: aber mir thuts leid, daß Ihro Gnaden zu spät kommen.

Frau v. Feldstern. Wie so, zu spät?

Matthias. Weil ich schon dafür aufgenommen bin, Schildwache zu stehen, wenn Fräulein Henriette mit ihrem Liebhaber im Garten spricht.

Frau v. Feldstern. So! das ist nicht übel! Aber wißt ihr wohl, daß ihr nicht wenig wagt, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Wißt ihr wohl, daß ich euch auf der Stelle aus meinem Dienste jagen könnte?

Matthias. Je nun, Ihro Gnaden. Ich habe zwey gesunde Füsse, und bekomme also immer einen andern Dienst. Ueberdem seh ich auch nicht, was für ein grosses Unrecht dabey ist, wenn ich dem gnädigen Fräulein sage, die Mama kommt, oder die Mama kommt nicht. Deßwegen kommen Ihro Gnaden doch nicht mehr und nicht weniger.

Frau v. Feldstern. Nun, ich will es dießmal hingehen lassen, aber unter der Bedingung, daß ihr mir alles sagt, was ihr hört und seht.

Matthias. Ich muß also für Ihro Gnaden hören und sehen? Das ist also um die Hälfte mehr, als ich für die jungen Leute zu thun habe; denn für die brauche ich nur zu sehen, ob Ihro Gnaden etwa kommen; sie haben es nicht einmal gerne, wenn ich höre, was sie untereinander reden.

Frau v. Feldstern. Ich gebe euch sogar die Erlaubniß, ferner für sie Schildwache zu stehen, und es ihnen zu sagen, wenn ich komme: aber dafür müßt ihr mir alles wieder sagen, was zwischen ihnen vorgeht.

Matthias. Schon recht, Ihro Gnaden, schon recht. Auf die Art trägts doppelt Geld.

Frau v. Feldstern. Aber das bitte ich mir aus, daß ihr mirs nicht etwa so macht, wie ihr es ihnen gemacht habt, und es ihnen sagt, daß ihr mein Spion seyd.

Matthias. Ey, ja doch. Hätten sie es gemacht, wie Ihro Gnaden, und mir es verboten: so hätte ich Ihro Gnaden gewiß kein Sterbenswörtchen gesagt. Und der Herr zahlt recht gut.

Frau von Feldstern. Soll das etwa so viel heissen, als daß ich euch auch gut bezahlen soll?

Matthias. Ey, bewahre Ihro Gnaden, wie könnte mir das einfallen.

Frau von Feldstern. Nun ich hoffe, ihr werdet mit mir zufrieden seyn — also meine Tochter hat wirklich einen Liebhaber? Und was ist es für ein Mensch?

Matthias. Ein junges Blut, Ihro Gnaden! aber ein gar lieber, herziger Mensch. Wenn Ihro Gnaden sehen sollten — Nun ich will nicht Matthias heissen, wenn sich Ihro Gnaden nicht selbst in ihn verliebten.

Frau von Feldstern. Habt ihr etwas von ihrem Gespräche verstanden?

Matthias. Hin und wieder so dieß und jenes. Das Fräulein sagte ihm erst, daß sie kein Wort davon gewußt hat, daß sie ihn hier sehen würde. Denn Ihro Gnaden müssen wissen, sie haben es miteinander ausgemacht, daß sie einander alle Tag ein paarmal hier von ungefähr begegnen wollen. Und nun gieng ein Lamentiren an. Er hätte, wie er sagte, nichts als sein Herz ihr anzubieten. Und Ihro Gnaden wissen wohl in jetzigen theuren Zeiten ist ein Herz in

einer

einer Haushaltung so gut, als gar nichts, vielleicht auch wohl noch weniger. Nun, und da gab denn so ein Wort das andere, bis sie mich sahen, und da lief das Fräulein davon, und Fräulein Röschen nahm mich zum Spion auf.

Frau von Feldstern. Und wißt ihr nicht, wie er heißt?

Matthias. Da kann ich Ihro Gnaden nicht dienen; denn nach unserm Accord wird für die Namen nichts bezahlt.

Frau von Feldstern. Und wie haben sie einander kennen gelernt?

Matthias. Begegnet haben sie einander hier im Garten.

Frau von Feldstern. Und Röschen ist einverstanden?

Matthias (nun freylich). O! die versteht sich aufs Begegnen.

Frau von Feldstern. Ich befehle euch nochmals, Matthias, auf alles genau Acht zu geben, was etwa vorfällt, und mir es getreulich wieder zu erzählen. Es soll euer Schade nicht seyn. Jezt geht, und ruft mir Henriette her. Ich kann hier am besten allein mit ihr sprechen.

Matthias. Schon recht, Ihro Gnaden (ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Feldstern allein, dann Henriette.

Sag ichs doch immer, lieber zehn Söhne, als eine Tochter. Henriette ist so ein gutes Mädchen, sie hat das beste Herz von der Welt, und gleichwohl macht sie mir nicht wenig Kummer und Sorge. Wie leicht ist ein junges Mädchen irre geführt, wenn sie in die Jahre kommt, in welchen sich ihre Gefühle zu ordnen, und zu verfeinern anfangen, zumal wenn sich die Erbfeindin der weiblichen Glückseligkeit, wenn sich Schwärmerey ins Spiel mengt. — Wenn ich nur erst heraus hätte, wer ihr Liebhaber eigentlich ist? Mein Trost ist noch in der Sache, daß sie Ambition hat; ich darf mir also schmeichlen, daß sie ihr junges Herz nicht dem ersten besten Landstreicher wird hingeworfen haben.

Henriette. Sie haben mich ruffen lassen, liebe Mutter?

Frau von Feldstern. Ja mein Kind, ich habe etwas sehr Wichtiges mit Dir zu reden. Du kennst ja Herrn von Bähring? Er hat Dich von mir zur Frau begehrt.

Henriette. Der Herr von Bähring? Der finstere einsylbige Mensch? Um des Himmels

willen! Was für ein trockner, steifer Ehegatte würde der seyn!

Frau von Feldstern. An seiner Figur ist nichts auszustellen.

Henriette. Die Figur eines Mannes ist in meinen Augen das wenigste.

Frau von Feldstern. Er ist aber sehr reich.

Henriette. Was brauche ich denn bey meinem Vermögen einen sehr reichen Mann?

Frau von Feldstern. Es ist wahr, er ist, wie Du vorhin sagtest, sehr frostig —

Henriette. O! wie eine Februarnacht.

Frau von Feldstern. Aber wie, wenn Dir nun der Triumph aufbehalten wäre, dieses kalte Herz zu erwärmen? Eine junge hübsche Frau kann aus einem Manne viel machen, wenn sie will.

Henriette. Erlauben Sie mir immer, liebe Mutter, diesen Triumph einem andern zu überlassen.

Frau von Feldstern. Nun, wie Du willst, meine Tochter! Er kommt heute heraus, da kannst Du dir ihn noch einmal recht ansehen, wenn Du ihn nicht willst. — Gott bewahre, daß

ich Dir den geringsten Zwang anthun sollte! Du weißt ja, wie wirs miteinander zu halten pflegen, liebes Kind!

Henriette. Ich bin vollkommen überzeugt, daß mich meine gute Mutter viel zu lieb hat, als daß sie mich zu einer Heurath wider meine Neigung zwingen sollte.

Frau von Feldstern. Du bist also völlig überzeugt, daß ichs recht herzlich gut mit Dir meine?

Henriette. Bekomme ich nicht täglich neue Beweise Ihrer Liebe?

Frau von Feldstern. Und meinst Du es eben so aufrichtig mit mir? Liebst Du mich eben so sehr, als ich Dich liebe?

Henriette. Ich will nicht hoffen, daß Sie im geringsten daran zweifeln, liebe Mutter!

Frau von Feldstern. Das nicht, meine Tochter! Aber um mich noch fester davon zu überzeugen, wünschte ich, daß Du mir eine Bitte gewährtest.

Henriette. Eine Bitte? In Ihrem Munde thut mir dieses Wort weh! Sie haben zu befehlen, liebe Mutter, und ich zu gehorchen.

Frau von Feldstern. Ah, wenn Du es auf den Ton nimmst, so liebst Du mich nicht so sehr, als ich mir schmeichelte. Du bist jezt aus den Jahren hinaus, in denen ich dir zu befehlen hatte. Du brauchst jezt keine Mutter mehr, der Du blindlings Gehorsam leisten; keine Gouvernantin, nach deren Vorschriften Du Dich richten mußt. Du brauchst eine Freundin, die Dir dann und wann mit Rath und That an die Hand geht, und diese Freundin will ich seyn. Das merke Dir einmal für allemal. Ich bin Deine Freundin und Du bist die meinige, und wenn Du mich nicht auf diesen Fuß behandeln willst, so habe ich Dir kein Wort weiter zu sagen.

Henriette. Nun gut, meine Mutter, ich ergebe mich! Ich könnte vor Freuden über Ihre Güte weinen — Also Ihre Bitte! Lassen Sie hören, ich gewähre sie Ihnen im voraus.

Frau von Feldstern. So, das ist der rechte Ton. Umarme mich, liebes Kind! — Erinnerst Du Dich noch des Gesprächs, das wir lezthin miteinander hatten? Wie reitzend wir uns das Glück vorstellten, in der innigsten vertrautesten Freundschaft miteinander zu leben, und nicht das geringste Geheimniß für einander zu haben. Diese

Idee machte Dir damals so viel Vergnügen, wir wurden aber durch Gesellschaft unterbrochen. Führen wir sie jezt aus diese Idee; sprich offenherzig mit mir: Mache mich zu deiner Vertrauten.

Henriette. Wie? Sie wollen die Vertraute Ihrer Tochter seyn?

Frau von Feldstern. Wer spricht denn von meiner Tochter? Es ist ja nicht Deine Mutter, die Deine Vertraute seyn will, es ist Deine Freundin.

Henriette. Das wohl! Aber (lächelnd) meine Freundin wird meiner Mutter alles haarklein wieder erzählen, denn sie sind beide unzertrennlich.

Frau von Feldstern. So werde ich sie von einander trennen! Darauf gebe ich Dir hiemit mein Wort. Bilde Dir fest ein, daß Deine Mutter von allem dem nichts hört, was Du Deiner Freundin anvertraust. Sie darf nicht einmal etwas davon hören. Ich handelte ja sonst falsch gegen Dich.

Henriette. Sie werden sehen, liebe Mutter, daß das sehr schwer angehen wird.

Frau von Feldstern. Du machst Ausflüchte! Henriette! Weißt du wohl, daß mich das kränkt?

Henriette (küßt ihr die Hand). Das wollte ich nicht, liebe Mutter! Ich will Ihnen recht gern alles, alles sagen.

Frau von Feldstern. Weißt du was. Damit Du gar keinen Anstoß hast, so nenne mich nicht Mutter, gieb mir einen andern Namen.

Henriette. O! Nein: denn der Name Mutter ist mir zu theuer, und die Person, die ihn führt, ist zu gütig, als daß er mir ein Anstoß seyn könnte! Lassen Sie mich Sie immer meine Mutter nennen.

Frau von Feldstern. Wie Du willst, liebe Henriette! Also von nun an bin ich deine Vertraute.— Aber hast Du mir ganz und gar nichts zu vertrauen?

Henriette. Vor der Hand noch nichts. Vielleicht findet sich bald etwas?

Frau von Feldstern. Sag mir doch zum Beyspiel, wie stehts mit Deinem Herzen? Hat sich noch Niemand gefunden, der einigen Eindruck darauf gemacht hätte?

Henriette (etwas stockend). Bis jezt noch Niemand.

Frau von Feldstern. Ey Ey, Henriette! Du scheinst mir nicht ganz aufrichtig. Ich wette, Du

nahmst mich in diesem Augenblicke für Deine Mutter.

Henriette. Sie haben mir aber auch da eine äusserst verfängliche Frage vorgelegt.

Frau von Feldstern. Je nun, in deinem Alter ist diese Frage wenigstens nicht zur Unzeit?

Henriette (seufzt).

Frau von Feldstern. Du seufzest? Vertraue Dich mir, liebes Kind! Was fehlt Dir? Ich biete Dir Rath und Trost an.

Henriette. Ach! Sie werden mir es nicht verzeihen können!

Frau v. Feldstern. Was hätte denn Dir Deine Vertraute zu verzeihen? — Unsrer Abrede nach mußt du es vergessen, daß Du mit Deiner Mutter sprichst.

Henriette. Wenn mich aber mein Herz alle Augenblicke daran erinnert?

Frau v. Feldstern. Du machst Deinem Herzen Ehre. Deine Mutter wird sich darüber freuen, wenn ichs ihr wieder sage, aber jezt ist sie nicht da. Also heraus mit der Sprache: Was ist Dir?

Henriette. Also meine Vertraute, meine Freundin, ich liebe!

Frau v. Feldstern (in einem sehr ernsthaften Tone). Wie! Du liebst?

Henriette. Nun, da haben wir sie ja, diese Mutter, die nicht da ist! — Sagte ichs Ihnen nicht, daß sie schwerlich würden damit zu Stande kommen können, die Mutter von der Freundin zu trennen? Aber seyn Sie ruhig, liebe Mutter! Es war nur Scherz!

Frau v. Feldstern (wieder im vorigen muntern Ton). Nein, mein Kind! Es war kein Scherz, das sehe ich Dir an. Glaube ja nicht, daß mir dieses Dein Geständniß nur im geringsten auffällt. Im Gegentheil, ich erwartete es. Ich antwortete Dir blos deßwegen im ernsthaften Tone, weil Du auch ernsthaft warst. Laß Dich daher nicht abschrecken — Du gestehst also deiner Vertrauten, daß Du liebst?

Henriette. Und möchte ihr gerne dieses Geständniß wieder abläugnen, wenn ich könnte.

Frau v. Feldstern. Ey Pfui! Das wäre gegen die Abrede.

Henriette. Verzeihen Sie mir, liebe Mutter! Aber die ernsthafte Miene, die Sie vorhin annah-

men, machte mich ganz schüchtern. Jezt ist das aber schon wieder vorbey — Also, ja liebe Mutter! ich liebe. Diese Leidenschaft hat mich ganz unversehens überfallen.

Frau v. Feldstern. Nun, Du bist nicht die erste, die in dem Falle ist; so etwas kann jedem Mädchen von deinem Alter begegnen. Aber sage mir, wer ist der Gegenstand Deiner Liebe? Hast Du ihn in der Stadt kennen gelernt?

Henriette. Nein, ich habe ihn hier zum erstenmal gesehen.

Frau v. Feldstern. Hier? (lachend) Erzähle mir doch die Geschichte, liebe Henriette! Sie muß mehr lustig, als ernsthaft seyn. Vermuthlich ein kleines ländliches Abentheuer! Nicht wahr, Du bist ihm auf dem Spaziergange begegnet?

Henriette. Ja, da im Lustwäldchen.

Frau v. Feldstern. Nun, und da hat er Dich gegrüßt und angeredet, ich weiß schon, wie es die jungen Herren machen! — Indessen nimmt mich doch das Wunder. Er muß etwas sehr viel Unternehmungsgeist, ich möchte beynahe sagen, Unverschämtheit haben. Du siehst mir doch nicht aus, als ob Du so leicht zu erobern wärst. Im

Gegentheil muß ich es Dir zum Ruhme nachsagen, daß Dein sittsames, anständiges Benehmen mehr Respekt einflößt, als zum Angriff aufmuntert.

Henriette. Das Ohngefähr thut alles, liebe Mutter. Röschen war eigentlich die, wiewohl unschuldige, Veranlassung unserer nähern Bekanntschaft. Sie hatte ein Buch, und das fiel ihr zufälliger Weise aus der Hand, just als er dicht an uns vorbey gieng. Er sprang hinzu, hob es auf, gab es ihr; wir geriethen in eine Unterredung — Alles das ist natürlich.

Frau v. Feldstern (lachend). O freylich! so natürlich! — Geh, geh, Närrchen! Du bildest Dir nur ein, daß Du diesen Menschen liebst, wahrscheinlich hat Dir Röschen das weiß gemacht. Ich weiß schon, wie ihr junge Mädchen es macht, wenn ihr so immer allein mit einander seyd. Da träumt ihr euch allerhand schöne Romanen zusammen.

Henriette. O! nein, liebe Mutter! Sie wissen ja, ich bin keine Romanheldin.

Frau v. Feldstern (lächelnd). Das seyd ihr alle, Mädchen! Alle, die eine mehr, die andere weniger? Ich war ja auch einmal jung. — Kurz

ich sage Dir, meine Tochter, dein Zustand ist lange nicht so gefährlich, als du glaubst, das ist so eine vorübergehende Laune. Ueber kurz oder lang wirst du selbst recht von Herzen darüber lachen.

Henriette (schüttelt den Kopf). Das glaube ich schwerlich, liebe Mutter.

Frau v. Feldstern. Denke an mich. Ich müßte Dich nicht kennen, müßte nicht wissen, daß Du Ehrgeitz hast, daß Du Deinen Werth zu gut kennst, um Dich so geradezu einer neuausgebrüteten, unbefiederten Bekanntschaft Preis zu geben — Sage mir, bist du mit deinem Adonis oft zusammen gekommen?

Henriette. Eilfmal.

Frau v. Feldstern. Eilfmal! Der Tausend! Wie Du das genau weißt, und vermuthlich wirst Du wenigstens das Dutzend voll machen wollen.

Henriette. Ihnen die Wahrheit zu sagen, es würde mir erschrecklich sauer werden, wenn ich auf das Vergnügen, ihn wieder zu sehen, Verzicht thun müßte.

Frau v. Feldstern. Höre einmal. Ich glaube, es wäre nicht übel, wenn ich Deiner Mutter

einen Wink davon gäbe, damit sie Dir es untersagte.

Henriette (küßt ihr die Hand). Das thun Sie ja nicht, meine Mutter darf schlechterdings nichts davon erfahren, sie möchte sich nur darüber kränken, daß sie eine so ungehorsame Tochter hat, denn ich fühle es, daß es mir durchaus unmöglich seyn würde, ihr zu gehorchen.

Frau v. Feldstern. Nun gut, liebes Kind. Ich will ihr nichts davon sagen, Du hast mein Wort. Aber erlaube mir wenigstens in der Stille eine Thräne über meine junge Freundin zu vergiessen, daß sie unbesonnen genug ist, sich um die Achtung vernünftiger Leute zu bringen.

Henriette. Um die Achtung vernünftiger Leute! Wie das?

Frau v. Feldstern. Glaubst Du denn, daß Dich das in ihrer Achtung festsezt, daß Du Dich mit dem ersten, dem besten daher gelaufenen jungen Menschen in einen Liebeshandel einläßt? Mit einem Menschen, den du nicht kennst, von dem Du ganz und gar nichts weißt, als was er für gut findet, Dir von sich zu sagen? Natürlicherweise muß ihm daran liegen, sich Dir im besten Lichte zu zeigen. Aber wer steht Dir denn dafür, ob

das alles wahr ist, was er Dir von sich sagt? Wer steht Dir denn dafür, daß er sich nicht über kurz oder lang mit der Eroberung brüstet, die er an Dir machte, und Dich wegen deiner Leichtglaubigkeit auslacht? Macht dir denn das Ehre, wenn ein solcher Laffe alsdann von Dir sagt: das Mädchen war auch in mich verliebt. Ich hätte sie auch haben können? Du weinst, liebe Henriette? Glaub mir, es thut meinem Herzen weh, daß ich Dir diese Thränen abpresse, aber ich kann nicht anders; als Deine Freundin bin ich in meinem Gewissen verbunden, Dir die Wahrheit zu sagen.

Henriette. Sie haben mir da einen Spiegel vorgehalten, liebste Mutter — das, was Sie mir da gesagt haben, ist alles so natürlich. Wie war es möglich, daß es mir nicht einfiel.

Frau v. Feldstern. Und wo hättest du denn im Tummel deiner Leidenschaft Zeit gehabt, diese Betrachtungen anzustellen? Und mit wem hättest Du sie können anstellen? Etwa mit Röschen, das selbst ein junges unerfahrnes Ding ist, das noch nicht recht weiß, wie es in der Welt zugeht? Oder mit Deinem Liebhaber, der sich wohl hüten wird, Dich auf dergleichen Dinge aufmerksam zu machen, weil er deine Unerfahrenheit zu benützen, und im Trüben zu fischen

sucht? Diese beiden Personen waren bisher Deine einzigen Vertrauten. Sieh, in was für Händen Du warst?

Henriette. Es ist wahr, liebe Mutter! Röschen hat mich in meiner Liebe bestärkt, sie hat mir zugeredet; aber ich will sie nicht mehr hören, ich will den Menschen nicht mehr sehen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Matthias.

Matthias. Es ist eben ein Herr angekommen, der nach Ihro Gnaden fragt.

Frau von Feldstern (indem sie Henriette küßt). Jezt liebes Kind, überlege, was ich Dir gesagt habe.

Henriette. Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen gehe.

Frau v. Feldstern. Nein, das will ich nicht, es ist leicht möglich, daß Dein Liebhaber hier im Garten auf den Augenblick lauert, wo er Dich allein findet. Aber nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, trage ich nicht das geringste Bedenken, Dich mit ihm allein zu lassen. Ich möchte Dich so gern überzeugen, daß ich in Deinen Verstand und in dein Herz nicht den geringsten Verdacht setze. (ab)

Henriette (ihr nachsehend). Welch eine Mutter! Ich wäre wohl sehr undankbar, wenn ich ihren Rathschlägen zuwider handelte.

Matthias (steckt ihr, ohne zu reden, ein Briefchen in die Hand).

Henriette. Von wem ist dieser Brief.

Matthias. Je nun, von dem — Sie wissen es ja schon! von dem hübschen jungen Herrn.

Henriette (hält ihm den Brief hin). Ich nehme ihn nicht.

Matthias. Und was soll ich denn damit machen?

Henriette. Was Er will. Nun? Nimmt er ihn nicht? (Sie wirft den Brief auf die Erde) Da liegt er, heb ihn auf, wer will. (ab)

Matthias. Was ist denn das nun? Habe ich mir ein so schönes Briefträgerlohn versprochen, und nun geht das auch in die Pilze! — Im Grunde hat sie aber auch recht. Was hat denn ein Mädchen von dem Geschreibe? Wohnt der Mensch vier Häuser weit von uns, und schreibt Briefe! Selbst hätte er sich sollen in den Zettel packen; dann wette ich darauf, daß sie ihn nicht auf die Erde geworfen hätte. (Er hebt den Brief auf und geht ab)

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr von Helmstädt und Matthias.

Matthias (der sich überall umsieht). Noch kommt er nicht. Was das für eine Art ist, mich so lange warten zu lassen! — Nun endlich! (Helmstädt tritt auf) Aber wo stecken Sie denn? Ich glaube, ich warte hier schon über eine Stunde auf Sie.

Helmstädt. Nun. Was für Nachricht?

Matthias. Sie sollen sich hier nicht wegrühren; Fräulein Röschen hat mir das an Sie aufgetragen.

Helmstädt. Wird Fräulein Henriette kommen? Und um welche Zeit?

Matthias. Das wird Ihnen Fräulein Röschen alles sagen.

Helmstädt. Ist das alles?

Matthias. Alles, was Sie angeht. Aber jezt hätte ich Ihnen etwas zu sagen, was mich angeht.

Helmstädt. Laß Er doch hören.

Matthias. Dann und wann laufen mir grosse Gedanken durch den Kopf; so Gedanken — Wenn Sie mir nur darauf hälfen.

Helmstädt. Ja, wie kann ich denn wissen, was Ihm für Gedanken durch den Kopf laufen.

Matthias. Gedanken, die auf ein Haar aussehen, wie Gewissensbisse. Es fällt mir manchmal ein, daß es doch nicht so ganz recht ist, daß ich an meiner gnädigen Frau Untreue begehe, und da bekomme ich ordentlich Lust, mein Gewissen zu erleichtern und den ganzen Handel anzuzeigen.

Helmstädt. Er ist nicht recht klug! Was geschieht denn Böses bey meinen Zusammenkünften mit dem Fräulein? Bin ich nicht ein ehrlicher Mann?

Matthias. Ey! Ich spreche ja nicht von Ihrer Ehrlichkeit. Die Rede ist ja von der meinigen. Ich fürchte, die geht bey der Gelegenheit in die Pilze. Ich glaube, sie wär lang weg,

wenn mich nicht dann und wann mein Gewissen erinnerte.

Helmstädt (giebt ihm Geld). Da hat Er Schweiggeld für sein Gewissen! — Nun? Ists jezt still?

Matthias. Mäuschenstill. Das Gewissen ist gerade, wie die Kinder. Es schweigt gleich, wenn man ihm etwas zu naschen oder zu spielen giebt.

Helmstädt. Jezt sage Er mir, wird Fräulein Henriette bald kommen?

Matthias. Nach dem es trift. Vielleicht bald, vielleicht spät, vielleicht gar nicht.

Helmstädt. Vielleicht gar nicht? Wie soll ich das verstehen? Was hat sie zu meinem Billet gesagt? Wie hat sie es aufgenommen?

Matthias. Wie sie es aufgenommen hat? Was sie dazu gesagt hat? — Hören Sie, machen Sie mich etwa auch zu Ihrem Spion bey dem Fräulein? Soll ich denn der Spion der ganzen Welt seyn?

Helmstädt. Wie so, der Spion der ganzen Welt?

Matthias. Je nun, weil mich die gnädige Frau auch gedungen hat, auf Sie und das Fräulein Acht zu geben — aber das bleibt unter uns.

Verstehn Sie? Die gnädige Frau will nicht, daß Sie etwas davon wissen.

Helmstädt. Weiß Er wohl, Herr Matthias, daß Er ein rechter Schuft ist?

Matthias. Was Sie sagen!

Helmstädt. Er dient also auf diese Art für uns und wider uns.

Matthias. Ich bin weder für, noch wider. Ich verhalte mich ganz neutral. Das können Sie wohl denken, daß es mir einerley seyn kann, wer das Fräulein zur Frau bekommt; daß ich sie nicht heurathe, das weiß ich. Wenns nur brav (er thut, als wenn er das Geld abzählte) abwirft.

Helmstädt. Erkläre Er sich deutlicher. Er ist also blos zum Schein auf der Seite der Mutter, um Geld von ihr zu ziehen, ohne uns zu schaden.

Matthias. Versteht sich! Was hätte ich denn für Nutzen davon, wenn ich Ihnen Schaden thät? Ich ziehe hier, ich ziehe dort, und sonst bekümmere ich mich um nichts.

Helmstädt. Ach! wenn das ist, so bitte ich Ihm meinen Schuft wieder ab.

Matthias. Gehorsamer Diener, nicht Ursache.

Helmstädt. Also sag Er mir, wie nahm Fräulein Henriette mein Billet auf?

Matthias. Hören Sie, wenn ich Ihnen als guter Freund rathen soll, reden Sie immer lieber mit ihr; denn mit Ihrer Schreiberey werden Sie eben kein grosses Glück bey ihr machen.

Helmstädt. Wie? nahm sie mein Billet etwa übel?

Matthias. Sie muß vielleicht kein Papier leiden können, denn sie wollte es durchaus nicht annehmen.

Helmstädt. Also hat sie es Ihm zurückgegeben?

Matthias. Auf die Erde geworfen hat sie es. Ich habe es aber geschwind wieder aufgehoben, und Fräulein Röschen gegeben.

Helmstädt. Was in aller Welt soll das bedeuten?

Matthias. Kann nicht dienen. Da kommt Röschen. Vielleicht kann Ihnen die Auskunft darüber geben. Ich gehe an meinen Posten. (ab)

Zweyter Auftritt.

Helmstädt und Röschen.

Helmstädt. Matthias hat mir eben etwas gesagt, das mich ausser mir selbst gebracht hat, schönes Röschen! Henriette hat mein Billet nicht angenommen.

Röschen. Das ist wahr, hier hab ichs! Weiß der Himmel, was ihr auf einmal in den Sinn gefahren ist! Ob die Mutter etwa hinter unser Geheimniß gekommen ist und ihr den Kopf verrückt hat? So viel ist gewiß, daß sie ausserordentlich launisch und mißmuthig ist. Ausführlich habe ich noch nicht mit ihr reden können, weil wir nicht allein waren; aber auf das Wenige, was ich ihr gesagt habe, hat sie mich ganz kurz abgefertigt. Vorhin schlich sie in den Garten. Vielleicht führt sie ihr Mißmuth hieher. Erwarten wir sie indessen.

Helmstädt. Nein, Röschen! Mein Anblick möchte ihr zuwider seyn, und ich schätze sie zu sehr, um ihr unangenehme Gefühle verursachen zu wollen. Ich könnte jezt auch ihre Blicke nicht einmal ertragen. Ich gehe.

Röschen. Was die Liebhaber für komische Geschöpfe sind! Seiner Geliebten aus dem Wege

zu gehen, um ihr keine unangenehme Gefühle zu erregen. (Henriette kommt). Hab ichs nicht gesagt? Da, jezt gehen Sie einmal, wenn Sie das Herz haben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und Henriette.

Henriette (mit gezwungenem Stolze). Ach! Sind Sie da, Herr von Helmstädt? In der That, ich vermuthete Sie nicht hier.

Helmstädt. Auch war ich im Begriff, wieder fortzugehen, gnädiges Fräulein! wie mir Fräulein Röschen bezeugen kann. Nach der Art, wie Sie mein Billet aufgenommen haben, wag' ich es nicht, Ihnen unter die Augen zu treten, weil Ihnen mein Anblick äusserst verhaßt seyn muß.

Henriette (wie oben). Verhaßt? Nein, das nicht. Ich lasse Sie wohlfeiler durch: gleichgültig, vollkommen gleichgültig ist mir Ihr Anblick. Ihr Billet habe ich aufgenommen, wie es aufgenommen zu werden verdiente. Sie wissen wohl, an ein Mädchen Billets zu schreiben, sezt einen gewissen Grad von Vertraulichkeit voraus,

und ich bin mir nicht bewußt, etwas gesagt oder gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, sich dergleichen Freyheiten gegen mich zu erlauben. Es ist wahr, wir sind einander einigemal begegnet, haben uns einigemal gesprochen, aber das ist auch alles, was zwischen uns vorgefallen ist.

Helmstädt. Gnädiges Fräulein! Sie gehen sehr grausam mit mir um.

Henriette (man muß es ihr anmerken, daß es ihr sauer wird, den Ton zu halten, den sie angenommen hat). Wer das hörte, sollte glauben, weiß der Himmel, welch ein grosses Unrecht ich Ihnen thäte! Hab' ich doch gar nicht gewußt, daß ich so ein grausames Mädchen bin!

Helmstädt. Auch noch verächtlichen Spott? den hab ich wahrhaftig nicht verdient.

Röschen. Sag mir nun, ob Du ganz und gar ausgewechselt bist?

Henriette. Etwa weil ich nicht mehr Deine Puppe seyn will?

Röschen. Meine Puppe? Ich bitte mir das wohl auf teutsch aus, wenn Du willst, daß ich Dich verstehen soll.

Henriette. Ich weiß, was ich rede. Ja, Deine Puppe, die Du nach Gutdünken an die Freyer verhandeln kannst.

Röschen. Höre! nimm mirs nicht übel; aber bey diesem Handel würde ich eben nicht sehr reich werden. Heut zu Tag giebt Niemand viel für ein Mädchen. Die Herren sind dahinter gekommen, daß das eine Waare ist, die sie oft umsonst zu theuer erkaufen.

Henriette. Du bist ausserordentlich witzig?

Helmstädt. Erlauben Sie, daß ich mich entferne.

Henriette. Nein, bleiben Sie. Weil Sie einmal da sind, so will ich Ihnen eben so wohl sagen, was ich auf dem Herzen habe. Wir haben uns hier einigemal ohne Vorwissen meiner Mutter gesprochen. Das sah aus, wie eine Intrique. Ein Mädchen begeht immer eine unverzeihliche Unbesonnenheit, wenn sie sich mit einem Menschen, dessen Charakter sie nicht genau kennt, in dergleichen Händel einläßt. Sie giebt ihren guten Namen preis. Wer steht mir dafür, ob Sie sich nicht über kurz oder lang des Sieges, den Sie über mein Herz davon getragen zu haben sich schmeicheln, laut rühmen, und über das leichtglaubige

Mädchen, welches gutherzig genug war, Sie anzuhören, recht von Herzen spotten?

Röschen. Bedanken Sie sich für das gütige Zutrauen, Herr von Helmstädt.

Helmstädt. Ich über Sie spotten? Gnädiges Fräulein! Wodurch habe ich Ihnen Anlaß zu diesem kränkenden, zu diesem entehrenden Verdachte gegeben? Ich vertheidige mich nicht dagegen; denn, was könnte ich zu meiner Vertheidigung sagen? Wenn ich Sie durch mein Billet beleidiget habe, so bitte ich Sie deshalb um Verzeihung. Glauben Sie aber darum ja nicht, daß ich die Ihnen schuldige Achtung auch nur einen Augenblick lang aus dem Auge gesezt habe oder jemals setzen werde. Um Ihnen davon einen entscheidenden Beweis zu geben, will ich mich entfernen, will Sie eines Anblicks überheben, der Ihnen so verhaßt ist.

Henriette. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß unter uns vom Hasse gar keine Rede ist— (Pause).

Röschen. Jezt bist Du mit deinem Herrn von Helmstädt fertig. Nun wird wohl die Reihe an mich kommen? Nun so fange immer an, weil Du heute einmal in der Laune zum Zanken bist.

Mit der Manier erfahre ich doch mein Verbrechen auch.

Henriette. Wer ist denn eigentlich an dem ganzen Handel Schuld, als Du?

Röschen (lächelnd). O! freylich, wer sonst?

Henriette. Nun, ists etwa nicht wahr? Wer sprach denn so unaufhörlich vom Herrn von Helmstädt mit mir, als Du?

Röschen. Und das war wohl eine entsetzliche Pein für Dich, Du armes Kind. Ich begreiffe auch gar nicht, wie ich Dich habe von so unangenehmen Dingen unterhalten können. Warte, künftig werde ich zu unseren Gesprächen schicklichere und angenehmere Gegenstände wählen. Etwa so Deine alte Großtante, oder ihre Katze, oder dergleichen.

Henriette. Kannst du es läugnen, daß Du ihm immer die Stunde gegeben hast, wenn er hier im Garten seyn sollte?

Röschen. Das ist wahr, und der Zufall fügte es immer so sonderbar, daß er Dich regelmässig hier im Garten um dieselbe Stunde fand. Weißt Du was? Schieben wir die Schuld auf die grosse Schloßuhr.

Henriette. Im Grunde ists doch Deine Schuld.

Röschen. Höre, ists nicht etwa auch meine Schuld, daß Du ein Herz hast? (Bey Seite zu Helmstädt). Entfernen Sie sich auf einen Augenblick.

Helmstädt. Gnädiges Fräulein! Ich verlasse Sie, weil Sie es so befehlen, und vielleicht auf ewig. In dem Zustande, in welchem ich jezt bin, ist mir das Leben ohnehin zur Last. Glauben Sie mir, Sie werden nie wieder einen Menschen finden, der so sehr von Achtung und Liebe für Sie durchdrungen ist, als ich bin. Ich wagte es nie, auf Erwiederung dieser meiner Gefühle von Ihrer Seite zu hoffen. Diese Hoffnung wäre strafbare Kühnheit gewesen. Es ist also nicht ihre Gleichgültigkeit, die mich zu Boden schlägt, die verdiene ich. Ich bin nicht werth, Ihr Herz zu besitzen. Aber ich darf doch wenigstens auf Ihre Achtung Anspruch machen, weil ich mir nichts bewußt bin, wodurch ich sie verscherzt haben könnte. — Ich verlasse Sie, auf das innigste gekränkt. Glauben Sie mir, sowohl mein Herz, als mein Ehrgefühl dürften auf eine bessere Behandlung von Ihnen Anspruch machen (ab).

Vierter Auftritt.

Henriette, Röschen und darauf Matthias.

Henriette (die Helmstädt verstohlen nachsieht, für sich). Ich glaube, ich habe ihm unrecht gethan — Er meint es ehrlich mit mir, meine Mutter hat sich bey all ihrer Menschenkenntniß geirrt

Röschen (für sich). Sie ist so nachdenkend. Das Gewitter wird wohl dießmal ohne grosse Folgen vorübergehen. (Henriette steht tiefsinnig, Röschen beobachtet sie stillschweigend).

Matthias (von ferne). So viel ich merke, ist kein gutes Wetter im Hause. Wenn ich nur etwas hätte verstehen können. Das könnte mir wenigstens einen harten Thaler von der Mutter eintragen. Ich werde mich da hinter die Hecke schleichen. (Er versteckt sich.)

Röschen. Nun sage mir doch, was ist Dir denn so auf einmal in den Kopf gefahren? Was hast Du denn mit dem ganzen Gezänke gewollt?

Henriette. Laß mich gehen. Ich bin so bös auf Dich, so bös —

Röschen. Und vielleicht noch mehr auf Dich selbst.

Henriette. Es ist doch wahr, daß Du mich in dieser Liebe bestärkt hast.

Röschen. Und wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, so ist das Sprichwort. — Du hast den armen Helmstädt fürchterlich gemißhandelt.

Henriette. Habe ich wirklich?

Röschen. Hast Du denn nicht gesehen, in welchem Zustande er Dich verließ?

Henriette. Warum gieng er aber auch?

Röschen. Die hellen Thränen standen ihm in den Augen.

Henriette. Weinte er wirklich, Röschen?

Röschen. Nun freylich. Er hat ein so gefühlvolles Herz, liebt Dich so innig, so zärtlich; wie soll er denn nicht weinen, wenn Du ihn so behandelst?

Henriette. Und gieng doch.

Röschen. Weil er Ehrgefühl hat.

Henriette. Beynahe fang ich an, zu bereuen.

Röschen (sieht zwischen die Coulissen). Wo ich recht sehe, hat er sich dort auf eine Bank hingeworfen. — He! Herr von Helmstädt! Herr von Helmstädt!

Henriette. Ich bitte Dich, Röschen!

Röschen. Du mußt Deinen Fehler wieder gut machen, mußt Dich wieder mit ihm aussöhnen. Er kommt.

Henriette. Sieh nur, Röschen, da verleitest Du mich wieder zu etwas. —

Röschen. Närrchen! Du machst Dir ja Vorwürfe darüber, daß Du ihn so unbillig behandelt hast. Ich verschaffe Dir also Gelegenheit, Dein Gewissen zu erleichtern. Das ist alles, wozu ich Dich verleite.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Helmstädt, Matthias versteckt.

Helmstädt. Sie haben mich geruffen?

Röschen. Sie geruffen? Ey bewahre! Ihren Namen ein wenig laut ausgesprochen habe ich. Sie haben ja vorhin gehört, wie bitter Henriette uns vorgeworfen hat, daß ich immer von Ihnen mit ihr spreche.

Henriette. In der That, Röschen, Du solltest mich schonen.

Helmstädt. Was hab' ich zu hoffen, Henriette? Soll ich leben, oder sterben? — Sie sehen

mich nicht einmal an? Ich sehe es nur zu deutlich, wie verhaßt Ihnen mein Anblick ist.

Henriette (ihn schüchtern ansehend). Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß ich Sie ganz und gar nicht hasse.

Helmstädt. Aber die Art, wie Sie mir das sagten, war so kränkend, so demüthigend.

Henriette (wie oben). Ersparen Sie mir die Demüthigung, Sie deßhalb um Verzeihung zu bitten.

Helmstädt. Verlange ich denn das? Aber sagen Sie mir, was hat Sie so sehr gegen mich aufgebracht? Mein Billet? —

Henriette. Lassen wir das Billet. Es kam mir gerade in einer Stimmung — doch schweigen wir von dem Billet.

Helmstädt. Konnten Sie mein Herz so verkennen —

Henriette. Und wenn ichs nur blos deßwegen so sehr verkannte, um es desto besser kennen zu lernen?

Helmstädt. Sie geben mir das Leben wieder? Also Sie setzen kein Mißtrauen mehr in mein Herz?

Henriette. Nein, Helmstädt! Von nun an nicht das mindeste. Sie müssen es einem siebzehnjährigen Mädchen schon zu Gute halten, daß es Mißtrauen äusserte. Es giebt gar zu viele böse Menschen in der Welt, und der Schlingen und Fallen, die einem in menschlichen Leben gelegt werden, sind so mancherley. Ich bin so furchtsam und schüchtern, habe so wenig Erfahrung! Wie leicht wäre es, mich zu betrügen, wenn man mich betrügen wollte? Ich habe nichts auf meiner Seite, als meine Tugend und Unschuld, und da ist doch einem wohl erlaubt, furchtsam zu seyn? — Jezt bin ichs aber nicht mehr. Sie haben mein ganzes Zutrauen. Nur eines macht mir bange: was soll aus unsrer Liebe werden? Ich sehe nichts, als Unglück. Wissen Sie wohl, daß mich meine Mutter an einen Menschen verheurathen will, den ich nicht leiden kann, und der vielleicht in einer Viertelstunde hier ist? Sehen Sie, jezt wird es Ihnen wohl deutlich werden, warum ich vorhin so launisch war. In meiner Lage ists wohl einem Mädchen erlaubt, ein wenig verdrüßlich zu seyn.

Helmstädt. Henriette! Glück meines Lebens! Sie sind meine einzige Hofnung.

Röschen. Was hilft jezt alles das Geschwätz! Laßt uns lieber vernünftig überlegen, was allenfalls zu thun wäre. — Henriette, wie wär's, wenn Du Deiner Mutter den ganzen Handel aufrichtig gestündest? Sie liebt Dich, hat ein so gutes Herz.

Henriette. Dadurch wären wir um nichts gebessert.

Röschen. Wie so, um nichts?

Henriette. Glaub mir das! Ich weiß recht gut, was ich sage.

Helmstädt. Aber Henriette! Sie sollen die Gattin einer Andern werden, und was soll aus mir werden.

Henriette. Ich zittre, wenn ich daran gedenke.

Helmstädt. Der Gedanke Sie zu verlieren, könnte mich wahnsinnig machen. Wer könnte mir ein Verbrechen daraus machen, wenn ich Ihnen ein äusserstes Mittel vorschlüge, um dem Unglücke vorzubeugen, das uns droht.

Henriette. Und was wäre das für eines?

Röschen. Ich kann es beynahe errathen.

Henriette. Mich meiner Mutter zu Füssen zu werfen, sie beschwören, mit Thränen beschwören, mich nicht zu einer Heurath wider meine Neigung zu zwingen, das könnte ich recht leicht; und sie wird mich nicht zwingen, Helmstädt, gewiß nicht. Aber wenn sie mir zuredete, wenn sie meinen Einwendungen Gründe entgegen stellte, wenn sie mich sogar bäte, den Mann anzunehmen, den sie mir bestimmt hat: O! dann hätte ich nicht die Stärke, dieser guten Mutter zu widerstehen.

Röschen. Dieser guten Mutter. O! ja, wenn sie so gut wäre, was brauchte sie Dir einen Mann aufzuschwatzen, den Du nicht magst? Ein Mädchen von Deinem Vermögen hat wohl allenfalls das Recht sich einen Mann nach eigenem Geschmack auszusuchen, wenns nur ein ehrlicher Mann ist.

Henriette. Das ist freylich wahr.

Helmstädt. Wenn Ihre Liebe zu mir eben so stark wäre, wie die meinige zu Ihnen, schöne Henriette, so würde es Ihnen nicht schwer werden, einen Entschluß zu fassen.

Henriette. Aber welchen Entschluß?

Helmstädt. Wenn ich reden dürfte.

Henriette. Reden Sie, ich bitte Sie, ich verlange es!

Helmstädt. Wie jezt die Sachen stehen, wird ihre Mutter schwerlich ihre Einwilligung zu unserer Verbindung geben (er stockt).

Henriette. Nun, was wäre also zu thun?

Helmstädt. Wenn ich Ihnen Schätze anzubieten hätte, würde ich mehr Muth haben, Ihnen meinen Vorschlag zu thun.

Henriette. Und ist Ihr Herz nicht ein Schatz? — Reden Sie frey.

Helmstädt. In unsrer Lage hilft man sich so gut man kann.

Henriette. Und wie das?

Helmstädt. Man macht sich unsichtbar.

Matthias (in der Ferne, für sich). Aha!

Henriette. Und dann?

Helmstädt Die Mutter wird böse; wenn sie aber sieht, daß es nicht anders ist, so giebt sie ihre Einwilligung, man söhnt sich mit ihr aus, und ist im Besitze des geliebten Gegenstandes glücklich.

Henriette. Entweder ich verstehe Sie nicht, Helmstädt, oder Sie sprechen von einer Entführung?

Helmstädt. Ich habe nichts mehr zu sagen.

Henriette. Ich war es ja, die Sie zum Reden aufforderte! Es geschah mir also ganz recht.

Helmstädt. Wissen Sie ein anderes Mittel?

Henriette. Und eine solche Unbesonnenheit nennen Sie ein Mittel? In der That, Helmstädt! ich kenne Sie gar nicht mehr. Nein, lieber will ich dem Glück entsagen, als der Tugend. Sie können mir im Ernst vorschlagen, einen Streich zu begehen, der mich auf ewig verächtlich machen müßte? Helmstädt! ich könnte Sie hassen.

Helmstädt. Henriette, das bricht mir das Herz! Das überleb ich nicht.

Henriette. Aber, Helmstädt, sind Sie vernünftig?

Röschen. Aber sage mir, wie kannst Du denn das so hoch aufnehmen? Was ists denn nun am Ende?

Henriette. Bedenke, Röschen. Eine Entführung?

Helmstädt. Ich bin auf dem Punkte, Sie zu verlieren, Henriette! und wissen Sie wohl, was das heißt, Sie zu verlieren? Wenn Sie mich ein wenig lieben, schreckt Sie der Gedanke nicht auch, nicht der Einzige wer-

den zu können. Wird Ihre Tugend darunter leiden, wenn Sie ein Unglück zu vermeiden suchen? Ueberdem ist bey meinem Vorschlage gar nichts, was Ihrer Tugend Nachtheil bringen könnte. Ungefähr eine Meile von hier wohnt eine sehr würdige Dame, die mir wohl will. Diese würde ich bitten, daß sie Sie im Geheim hier abholte, und uns einige Zeit bey sich verbärge.

Henriette. Nein, lieber Helmstädt, nichts mehr davon. Ich werde mit meiner Mutter reden, sie liebt mich so sehr, ist so gut. Sie giebt gewiß nach, ganz gewiß.

Matthias. Vorgesehen. Es kommt Jemand.

Helmstädt. Ich verlasse Sie. Leben Sie indessen wohl, Henriette. (eilig ab)

Röschen (zu Matthias). Wer kommt denn?

Matthias. Ich weiß es nicht. Es ist eine Figur, die ich noch nicht gesehen habe.

Röschen (sieht zwischen die Coulissen). Ah! Dein bestimmter Bräutigam.

Henriette. Um des Himmels willen, wenn ich nur fort wäre!

Matthias (für sich). Da gehe ich, denn da habe ich keine Ordre zu horchen. (ab)

Sechster Auftritt.

Henriette, Röschen, Herr von Bähring.

Herr von Bähring. Unterthäniger Diener, meine schönen Fräulein. (Er macht beiden sehr ernsthafte Verbeugungen, die sie erwiedern) Ich bitte um Verzeihung, wenn ich ungelegen bin.

Röschen. Ganz und gar nicht, Herr von Bähring! (Eine Pause).

Bähring. Das Wetter ist heute ausserordentlich schwül.

Röschen. Da haben Sie recht, ausserordentlich schwül. Es drückt wider die Brust, daß einem das Reden ordentlich sauer wird. (Pause)

Bähring (für sich). Jezt weiß ich wieder nicht, was ich sagen soll! Daß ich mir die Verlegenheit in Frauenzimmer-Gesellschaft nicht abgewöhnen kann!

Henriette (leise zu Röschen). Das halte aus, wers kann; ich gehe. (laut) Ich bitte um Verzeihung! Aber ein Geschäft ruft mich. (Sie macht eine Verbeugung und geht).

Siebenter Auftritt.

Röschen, Herr von Bähring.

Röschen (für sich). Das macht sie gut, läßt mich mit ihm allein! — So allein kann ich ihn doch nicht stehen lassen? — Ich will doch Wunder halber sehen, ob ich ihn nicht zur Sprache bringen kann. (laut) Vermuthlich werden Sie einige Tage bey uns bleiben, Herr von Bähring?

Bähring. Ich hoffe es.

Röschen. Nun das freut mich. Es ist so einsam auf dem Lande. Man braucht Gesellschaft.

Bähring. Nur ist die Frage, ob gerade meine Gesellschaft die ist, die Sie brauchen?

Röschen. Wollen Sie ein Compliment haben, Herr von Bähring?

Bähring. Ganz und gar nicht.

Röschen. Nun, was soll ich Ihnen sonst darauf antworten?

Bähring. Was Sie wollen.

Röschen. Was ich will? Sehr lakonisch. Das heißt so viel, als daß Ihnen meine Antworten alle gleichviel gelten.

Bähring. Gerade das Gegentheil.

Röschen. Wie so, das Gegentheil?

Bähring. Antworten Sie mir die Wahrheit.

Röschen. Die Wahrheit? Und habe, glaube ich, jezt zum zweytenmale in meinem Leben die Ehre mit Ihnen zu sprechen?

Bähring. Nun, und können Sie mir deswegen nicht die Wahrheit sagen; dürfen Sie mir deswegen nicht sagen, daß ich ein sehr langweiliger Gesellschafter bin?

Röschen. Ein langweiliger? Das finde ich eben nicht, zuweilen wohl ein wenig einsylbig.

Bähring. Das lauft am Ende wohl auf eins hinaus. Ich weiß, daß ich diesen Fehler habe, möchte ihn gerne ablegen, und kann nicht. Besonders bin ich in Gesellschaft mit Frauenzimmern so stumm, daß ich mich oft über mich selbst ärgere. Ich martere und plage mich dann ordentlich, dringe meinem Gehirne Stoff zum Gespräche ab, und wenn ich einen hervorbringen will, so ist mir keiner recht. Meine Zunge ist dann wie gebunden, und ich stehe so verlegen da, daß ich mich meiner Verlegenheit selbst schäme.

Röschen (lächelnd). Ich bin doch auch ein Frauenzimmer, und gleichwohl finde ich, daß Sie

ganz leidlich reden können, wenn Sie wollen. Oder finden Sie es etwa nicht der Mühe werth, in meiner Gesellschaft verlegen zu seyn?

Bähring (bedeutend). Um Verzeihung, ich finde es recht sehr der Mühe werth, in Ihrer Gesellschaft verlegen zu seyn.

Röschen. Sie geben sich für einsylbig aus, und können einem so schöne Sachen sagen? Das machen Sie einer Andern weiß! Das war in der That das schönste Compliment, das ich in meinem Leben gehört habe.

Bähring. So müssen sich die, mit denen Sie bisher gesprochen haben, sehr schlecht auf Ihren Werth verstanden haben, wenn sie Ihnen nicht das Nämliche sagten.

Röschen. Der Tausend, daß wird ja immer ärger. Wissen Sie wohl, daß Sie jezt anfangen, mich in Verlegenheit zu setzen.

Bähring. So sind Sie gewiß das erste Mädchen, bey dem das mit mir der Fall ist. Auch sind Sie das erste Mädchen, mit dem ich das Herz habe zu reden. In der That, ihre Mienen haben so etwas Offenes, so etwas, das Vertrauen einflößt. Ich könnte Ihnen alles sagen, was ich auf dem Herzen habe.

Röschen. Nehmen Sie sich in Acht! Die Miene eines Mädchen trügt.

Bähring. Es steht bey Ihnen, mich zu überzeugen, ob Ihre Miene trügt, oder nicht.

Röschen. Wie das?

Bähring. Beantworten Sie mir eine Frage, aber aufrichtig.

Röschen. Aber wie kann Sie denn meine Antwort von der Ehrlichkeit meiner Miene überzeugen? Wie können Sie denn wissen, ob ich Ihnen aufrichtig antworte?

Bähring. Das wird der Erfolg lehren. Sagen Sie mir, ist das Herz ihrer Cousine Henriette noch frey, oder nicht?

Röschen. Ey Ey, Herr von Bähring! Wo denken Sie hin? Sie wollen meine Ehrlichkeit dadurch prüfen, daß Sie mich zur Denunciantin machen!

Bähring. Wenn ich Ihnen aber verspreche, daß ich von der Antwort, die Sie mir geben, den besten Gebrauch machen würde? Wenn ich Ihnen sage, daß mein Glück, daß vielleicht auch Henriettens Glück davon abhängt? —

Röschen. Jezt wird die Sache ernsthaft, ich muß also auch ernsthaft antworten; Also — Henriettens Herz ist wirklich gefesselt.

Bähring. Und ist der Gegenstand ihrer Liebe dieser Liebe werth?

Röschen. Ganz gewiß. Er ist ein junger Mann von vielen Verdiensten.

Bähring. Weiß die Mutter darum?

Röschen. Das kann ich Ihnen so gewiß nicht sagen, mir scheints aber, als ahne sie etwas davon.

Bähring. Aber warum geht er nicht zur Mutter?

Röschen. Weil er kein Geld hat.

Bähring. So hat doch Henriette Geld. Was braucht denn ein reiches Mädchen einen reichen Mann.

Röschen. Herr von Bähring! ich erstaune.

Bähring. Und worüber denn?

Röschen. Je nun! für einen Liebhaber, und noch dazu für einen reichen Liebhaber, der auf ein reiches Mädchen Anspruch macht, sprechen Sie so ungeheuer vernünftig, daß es einem wohl allenfalls zu verzeihen ist, wenn man darüber erstaunt.

Bähring. Glauben Sie vielleicht, ich habe auf Henriettens Vermögen Rücksicht genommen, daß ich bey der Frau von Feldstern um sie anhielt? Nicht im geringsten. Ich will Ihnen den ganzen Fall erzählen. Ich bin jezt vier und vierzig Jahr alt, und meines ledigen Standes vollkommen überdrüssig, weil mir die Zeit recht herzlich lang in der Welt zu werden anfängt. Ich habe Niemanden in der weiten Welt, der mich angehet, einen einzigen Schwestersohn ausgenommen, dem aber mein lediger Stand vor der Hand nicht sehr nutzen kann, weil ich, wie Sie sehen, noch ganz und gar keine Lust habe zu sterben. —

Röschen. Erlauben Sie, Sie sind vier und vierzig Jahr alt, und haben einen Neffen?

Bähring. Warum fällt Ihnen das auf?

Röschen. Ich frage blos aus Neugierde. Heißt dieser Neffe etwa Helmstädt?

Bähring. Ja, kennen Sie ihn?

Röschen. Blos vom Sehen. Jezt fragen Sie nur fort.

Bähring. Also, wo war ich denn? Ja, bey meinem Neffen. — Es lief mir also der Gedanke durch den Kopf: Wie wärs, wenn du heura-

thetest? Ich fand Behagen an der Idee, ein Geschöpf durch unauflösbare Bande an mich zu ketten, das näheren Antheil an mir nähme, als die Figuren, die ich jezt um mich habe, und die ich für die Dienste, die sie mir leisten, bezahlen muß. Nur kommts darauf an, wo dieses Geschöpf zu finden? Meine Frauenzimmerbekanntschaft ist so klein. Ich kannte fast Niemanden, als Frau von Feldstern, kannte sie, als eine vernünftige Frau, wußte, daß sie eine Tochter hat, sezte bey dieser Tochter eine vernünftige Erziehung voraus, und hielt in dieser Voraussetzung um sie an. Sehen Sie, das ist es alles.

Röschen. Und was denken Sie nun zu thun?

Bähring. Was ein ehrliebender Mann in dergleichen Fällen thun muß, seine Absichten aufgeben, so bald er merkt, daß ihn das Mädchen nicht mag, das er sich ausgesucht hat. Ich dächte, Fräulein Henriette hätte mir vorhin durch ihre schleunige Entfernung ihre Abneigung deutlich genug zu verstehen gegeben.

Röschen. Ich bewundere und billige Ihre Art zu denken.

Bähring. Ich habe aber, demungeachtet meine Heurathsgedanken noch nicht aufgegeben. Ich

bin im Gegentheil noch darin bestärkt worden, und durch Sie bestärkt.

Röschen. Durch mich?

Bähring. Ja, durch Sie! Ich sagte Ihnen vorhin, daß ich eine vernünftige Gefährtin für meine noch übrige Reise durch dieses Leben zu haben wünschte. Wie wärs, wenn Sie sich entschlössen, diese Gefährtin zu seyn?

Röschen (verlegen). Herr von Bähring? —

Bähring. Ich will Sie nicht übereilen, schönes Röschen! Ich gebe Ihnen das vor der Hand nur zur Ueberlegung. Gehen Sie mit sich zu Rathe, ob Sie allenfalls mit einem Manne meines gleichen leben könnten.

Röschen (die sich etwas gefaßt hat). Herr von Bähring um jedem Mißverständnisse auszuweichen, finde ich nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich, ob ich gleich die Nichte einer reichen Tante bin, ganz und gar kein Vermögen habe.

Bähring. Und suche ich denn Vermögen? Desto besser, daß Sie keines haben. Nach meinen Begriffen von einer vergnügten Ehe, muß das Weib dem Mann seinen Wohlstand, und der Mann dem Weibe sein Glück verdanken. Das Weib ist so noch immer im Vortheile.

Glück ist mehr, als Wohlstand — Noch einmal, ich gebe Ihnen meinen Antrag zur Ueberlegung. Vor der Hand bleibt alles, was zwischen uns vorgegangen ist, blos unter uns. Leben Sie indessen wohl, schönes Röschen! (Er küßt ihr die Hand). Noch eins, Sie erwähnten vorhin meines Neffen Helmstädt? Sagen Sie mir, ist ers vielleicht, der Henriettens Herz gefesselt hat?

Röschen. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen — Ja.

Bähring. Ich sag' Ihnen ja, daß alles unter uns bleibt. — Also noch einmal, auf Wiedersehen, schönes Röschen! (Er küßt ihr die Hand und geht.)

Achter Auftritt.

Röschen allein, nachdem Sie eine Zeit lang in stummen Erstaunen gestanden hat.

Träum' ich, oder wach' ich? — Ist das der Mann, den ich für so unbedeutend, für so ganz und gar nichts halten konnte? Da heißts wohl recht: Stille Wasser sind betrüglich! Ja nun, wenn man auf solche Art betrogen wird, so kann man sichs am Ende wohl gefallen lassen. — Mir

einen

einen so vortheilhaften Heurathsantrag? Mir, die ich so ganz arm bin, die ich blos von der Gnade meiner Tante abhänge? — Und darüber soll ich mich auch noch bedenken? — Was ist denn da zu bedenken? Mit einem Manne, der so denken und handeln kann, muß man ja wohl glücklich leben, und wenn er auch nicht so reich wäre, als er ist. — Wie michs hier am Herzen drückt! Wenn ich nur Jemanden hätte, dem ich geschwind mein Glück erzählen könnte! — Aber er hat mirs verboten, ich muß also schweigen. — Da kommt die Tante, wenn ichs ihr nur sagen dürfte! Die würde Augen machen — Je nun, im Kurzen wird sichs ja von selbst entwickeln.

Neunter Auftritt.

Röschen, Frau von Feldstern.

Frau v. Feldstern. Ich glaubte, Henriette hier zu finden.

Röschen. Sie ist schon eine Weile fort.

Frau v. Feldstern. Mit Herrn von Bähring?

Röschen. O nein.

Frau v. Feldstern. Und warum denn gerade: o nein. Wär denn das etwas besonders, wenn sie mit ihrem Bräutigam in Gesellschaft wäre?

Röschen. O das nicht.

Frau v. Feldstern. Ich weiß gar wohl, Fräulein Röschen, daß Herr von Bähring das Unglück hat, ganz und gar nicht nach Ihrem Geschmacke zu seyn.

Röschen (lächelnd). Da irren Sie sich gewaltig, liebe Tante. Er ist recht sehr nach meinem Geschmacke.

Frau v. Feldstern. Nun, das ist mir um seinetwillen wohl lieb. Was das für ein Unglück für den armen Mann wäre, wenn er Deinen Beyfall nicht hätte.

Röschen (für sich). Hm! wie spöttisch! (laut) Ich weiß nicht, liebe Tante, Sie kommen mir heute nicht so freundlich vor, wie sonst. Sie sind doch nicht etwa böse auf mich?

Frau v. Feldstern. Böse auf Dich? Hättest Du mir etwa Anlaß dazu gegeben?

Röschen. Nicht, das ich wüßte.

Frau v. Feldstern. Nun, wie kommst Du denn auf den Einfall? — Ich gestehe, daß

mir Henriettens Heurath mit dem Herrn von Bähring gewaltig im Kopfe liegt. Das Mädchen macht mir allerley Sprünge. Wüßt' ich nur wenigstens, ob sie wirklich Abneigung gegen ihn hat, oder ob etwas anderes dahinter steckt. (Röschen scharf beobachtend) Sollte sie etwa einen geheimen Liebhaber haben? Doch nein! Da müßtest Du, als ihre Vertraute darum wissen, und nicht wahr, Du wärest viel zu ehrlich, mir es zu verschweigen?

Röschen (etwas verlegen). Ganz gewiß, liebe Tante!

Frau v. Feldstern. Nun, sag ichs doch. Noch habe ich keinen Anlaß gehabt, mich nur im geringsten über Dich zu beklagen. Fahre fort, so aufrichtig und offenherzig gegen mich zu seyn, und es soll gewiß Dein Schade nicht seyn.

Röschen (für sich). Sie wählt ihre Zeit, mich zu loben, vortreflich.

Frau v. Feldstern. Jezt suche meine Tochter auf, und schicke mir sie her.

Röschen (ab).

Frau v. Feldstern (allein). So pfiffig sie auch ist, so habe ich sie doch ein wenig in Ver-

legenheit gesezt— Ich mußte es ihr fühlen lassen, die Mädchen glauben sonst, sie können einem weiß machen, was sie wollen.

Zehenter Auftritt.

Frau von Feldstern und Matthias.

Matthias (eilig und wichtig). Ey Ey, Ihr Gnaden, jezt fängt das Ding an, ein ernsthaftes Gesicht zu bekommen.

Frau v. Feldstern. Wie so, habt ihr etwas Neues gehört?

Matthias. Freylich hab ich. Ihro Gnaden werden sich verwundern! Er war wieder hier.—

Frau v. Feldstern. Das vermuthete ich. Weiter.

Matthias. Im Anfange stand ich zu weit weg, um etwas verstehen zu können; aber so viel ich merken konnte, that das Fräulein spröde. Nach und nach ließ sie sich aber erweichen, und endlich wurden sie gar wieder einig. Sie sprachen sogar von— wenn ich mir nur das verzwickte Wort gemerkt hätte! — Es klang fast so, als ob man sagen wollte, davon laufen.

Frau v. Feldstern. Wie? von einer Entführung?

Matthias. Richtig, das wars.

Frau v. Feldstern. Nun, und meine Tochter? Willigte Sie ein?

Matthias. Ey, bey Leibe! Sie sagte, sie wollte erst noch einmal mit Ihro Gnaden aus der Sache sprechen. Vermuthlich wird sie Ihro Gnaden bitten, daß Sie es ihr erlauben.

Frau v. Feldstern. Jezt laß mich allein! (Matthias ab) Der junge Mensch wird verwegen. Ich muß dem Dinge ernstlich ein Ende machen.— Aber wie?— (Sie bleibt nachdenkend stehen.)

Eilfter Auftritt.

Frau von Feldstern, Henriette.

Henriette (in einiger Entfernung, für sich). Meine Mutter so nachdenkend? Vielleicht gar verdrüßlich?— Kaum getraue ich mir in dieser Stimmung mein Herz vor ihr auszuschütten. (Sie kommt hervor)

Frau v. Feldstern. Ah! Bist Du da, liebe Henriette? Ich ließ Dich rufen, um Dich zu

fragen, ob deine Abneigung gegen Herrn von Bähring noch nicht abgenommen hat?

Henriette. Herr von Bähring ist ja immer noch derselbe, der er war.

Frau von Feldstern. Ich erinnere mich aber doch, daß Du lezthin sehr gut von ihm sprachst.

Henriette. O! ja, liebe Mutter! Und ich kann auch jezt noch sehr gut von ihm sprechen, denn ich habe Achtung für ihn, aber ich liebe ihn nicht. Und Achtung und vollkommne Gleichgültigkeit können, dünkt mich, sehr gut beysammen stehen.

Frau von Feldstern. Sprechen wir von etwas anderm. Die Mutter überläßt jezt der Vertrauten ihren Platz. Also hast du deiner Vertrauten nichts zu sagen?

Henriette (etwas stockend). Nein, ich wüßte nichts.

Frau von Feldstern. Hast du deinen Liebhaber nicht wieder gesprochen?

Henriette. Ich habe ihn gesprochen, und gesagt, was ich ihm zu sagen hatte. Und damit ists aus.

Frau von Feldstern. Aus?

Henriette (wie oben). Ja rein aus.

Frau von Feldstern. Nun das freut mich herzlich, liebes Kind! Bis hieher liebte ich Dich, Henriette, jezt schäze ich Dich hoch! Ich bin stolz auf Dich! Ich überlasse mich meiner Freude um desto getroster, weil ich keinen Augenblick zweifle, daß Du mir die Wahrheit sagst. Es wäre in der That grausam von Dir, wenn Du mich täuschen solltest; nein dazu ist Dein Herz viel zu gut. Nicht wahr, liebe Henriette?

Henriette (beklommen). Ganz gewiß.

Frau von Feldstern. Du brauchst mich dessen gar nicht erst zu versichern, Du würdest mir sehr unrecht thun, wenn Du glaubtest, daß ich nur das geringste Mißtrauen in Dich setze. Du hast Deinen Liebhaber verabschiedet, Du sagst mir das, und ich bin beruhigt. Welche Seelengrösse! welcher Schatz von Tugend und Vernunft gehörte zu diesem Schritte; besonders da Du noch so jung bist! —

Henriette (für sich in äusserster Bewegung). Das Herz möchte mir springen.

Frau von Feldstern (ohne auf Sie achten zu wollen). In der That, liebes Kind! Ich bin or-

dentlich stolz darauf, daß Du meine Tochter bist.

Henriette (laut ausbrechend und schluchzend. Ums Himmelswillen! halten Sie ein, liebe Mutter.

Frau von Feldstern. Was ist das? Du weinst? Du hast den Sieg über dein Herz davon getragen, siehst mich vor Freude darüber ausser mir, und weinst.

Henriette (küßt ihr die Hand). Eben Ihre Freude durchbohrt mir das Herz! Ich verdiene Ihre Lobsprüche nicht.

Frau von Feldstern (faßt sie in ihre Arme, und küßt sie). Was hast Du denn, liebes Kind? Du bist ja ganz ausser Dir?

Henriette. Nicht diese Güte, liebe Mutter! Ich bin ihrer nicht werth. Ich hintergieng Sie.

Frau von Feldstern. Du? (nach einer Pause) Nein: Du hintergiengst mich nicht, Du gestehst mirs ja. — Laß doch einmal hören, von was die Rede ist, vielleicht ist die Sache so arg nicht, als Du Dirs einbildest.

Henriette. Sie werden zurückbeben, liebe Mutter, wenn ich Ihnen sage, daß Er mir angetragen hat, mich zu entführen.

Frau von Feldstern (ganz kalt). Dieser Antrag wundert mich ganz und gar nicht. Hab ich Dirs nicht gesagt. Ich weiß ja wohl, dergleichen junge Wildfänge sind aller Unbesonnenheiten fähig. Ich wette darauf, Du bist mehr vor seinem Vorschlage zurückgebebt, als ich.

Henriette. Es ist wahr, er empörte mich nicht wenig. — Und gleichwohl hatte ich die Schwachheit, ihm seine Verwegenheit zu verzeihen, aber nur mit der Bedingung, daß er sich nie wieder untersteht, ein Wort davon zu erwähnen.

Frau von Feldstern. Ich verlasse mich in diesem Punkte ganz auf Deinen Verstand, liebe Tochter. Wenn Du dieser seiner Verwegenheit reiflich nachdenkst, so wirst Du vollkommen wissen, was Du von Deinem Liebhaber zu halten hast.

Henriette. Deswegen ist mirs so sauer geworden, Ihnen diesen Vorfall zu gestehen, weil ich wußte, was er für einen Schatten auf den armen Helmstädt werfen mußte. Sie waren ohnehin schon gegen ihn eingenommen, jezt müssen Sie ihn vollends erst in dem gehässigsten Lichte sehen. Dem ungeachtet ist er nicht so

gehässig, nicht so verachtungswürdig, als Sie glauben. Erlauben Sie, daß ich seine Vertheidigung übernehme. Ich gebe zu, daß ich auf der anderen Seite zu viel für ihn eingenommen seyn kann; aber Ihr reiferer Verstand wird besser im Stande seyn, unbefangen zu urtheilen. Sie halten Helmstädt für einen jungen Menschen ohne Charakter, der mehr eitel, als verliebt ist, der mich blos zu verführen sucht: aber ich versichere Sie, Sie thun ihm unrecht. Es ist freylich nicht zu billigen, daß er mir den Vorschlag gethan hat, mich zu entführen, das gestehe ich; aber Sie sollten ihn kennen, liebe Mutter! Sie sollten die Thränen gesehen haben, die er vergoß, da er glaubte, ich sey bös auf ihn. Er hat ein gar zu gefühlvolles Herz. Denken Sie nur, wie ihm zu Muthe seyn mußte, als er die höchstmögliche Wahrscheinlichkeit sah, mich zu verlieren. Die Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Es war kein Wunder, daß er den Kopf darüber verlor. Er hat kein Vermögen, daraus hat er mir kein Geheimniß gemacht, er hat mirs ganz aufrichtig gestanden. Es blieb ihm also nichts anders übrig, als mir diesen Vorschlag zu thun; ein Vorschlag, den ich aber so sehr tadle, wie Sie, den er mir aber

blos that, um sich meines Besitzes zu versichern. Das war seine ganze Absicht dabey; denn er betet mich an.

Frau v. Feldstern. Aber was seine Liebe ein wenig verdächtig macht, ist: Er weiß, daß Du reich bist.

Henriette. Als er mich kennen lernte, wußte er das nicht; auch ist es gerade mein Reichthum, der ihn am meisten muthlos machte. Er weiß zu gut, daß ein reiches Mädchen gewöhnlich nur an einen reichen Mann verheurathet wird. So ungerecht das im Grunde ist, so ist der Gebrauch einmal so. Das Verdienst gilt heut zu Tage nichts mehr.

Frau v. Feldstern. Weißt Du wohl, daß Du ihn auf eine Art vertheidigst, die mir ordentlich bange für Dich macht. Du sprichst von dieser vorgeschlagenen Entführung mit einer Art, als ob so etwas unter gewissen Umständen gar nicht so arg wäre, als man glaubt. Sage mir, Mädchen, wenn er Dir diesen Antrag noch einmal machte, könntest Du Dich nicht entschliessen, ihn anzuhören?

Henriette. O nein. Ich glaube nicht, liebe Mutter.

Frau v. Feldstern. Um alles in der Welt, laß den Namen Mutter weg. Du hast es jezt blos mit Deiner Vertrauten zu thun. Deine Mutter darf nicht einmal etwas davon ahnen, daß man Dir den Vorschlag gethan hat, Dich zu entführen. Ihr zärtliches Mutterherz müßte nur zittern, daß Du über kurz oder lang einmal schwach genug wärest, ihn einzugehen. — Aber nicht wahr, liebe Henriette, ihr diesen Dolch ins Herz zu stossen, das wärst Du nicht im Stande?

Henriette. Nein, gewiß nicht! Tausendmal eher sterben.

Frau v. Feldstern. Sie würde den Schimpf nicht überleben! — Erlaube Deiner Vertrauten, daß sie deiner Mutter das Wort bey Dir redet. Sag mir, welches von beiden liegt Dir mehr am Herzen: Deine Mutter, die von Deiner zartesten Kindheit an Sorge trug, Dir tausend Tugenden einzuprägen, oder Dein Liebhaber, der Dich um alle diese Tugenden bringen will?

Henriette. Wenn Sie wüßten, wie sehr Sie mich kränken. — Weil ich denn jezt mit meiner Vertrauten spreche, so sagen Sie meiner Mutter, sie hat nichts für ihre Tochter zu fürchten. Sie ist mir lieber, als alles, und ich erbiete mich

sogar, meinen Helmstädt nie wieder zu sehen, wenn sie mich verurtheilen sollte, ihn auf ewig zu verlieren.

Frau v. Feldstern. Dich verurtheilen? Das klingt ja so entsetzlich gefährlich! Sage mir, was verlierst Du denn am Ende an einem fremden Menschen, der ganz und gar nichts hat?

Henriette. Das ganze Glück meines Lebens! — Haben Sie die Güte, meiner Mutter auch noch zu sagen, daß das Geld nicht glücklich macht, daß ich mehr habe, als ich brauche, um mit Helmstädt vergnügt zu leben, und daß ich bey allem Reichthum in der Welt mit einem Andern nur darben würde. — Sagen Sie ihr das alles, was ich Ihnen da gesagt habe, und ich unterwerfe mich dann ihrer Entscheidung recht gern.

Frau v. Feldstern (nach einigem Nachsinnen). Höre, liebes Kind, wenn Du Dich nur entschliessen könntest, Deinen Liebhaber durch einige Tage nicht zu sehen. — Wolltest Du das wohl? — Du antwortest nicht?

Henriette. Soll ichs aufrichtig sagen? Es fängt an, mich zu reuen, daß ich so offenherzig war. Mein Helmstädt ist mir so lieb, und jezt

habe ich mich um das Vergnügen gebracht, ihn sehen zu können.

Frau v. Feldstern (nach einer kleinen Pause). Sage mir, kennt er mich?

Henriette. So viel ich weiß, sah er Sie nie.

Frau v. Feldstern. Ich habe einen Einfall. Führe mich ihm als Deine Tante auf, sag ihm nur, Du hast mich in Dein Geheimniß gezogen. Ich bin doch begierig ihn zu sehen. Sey getrost, liebes Kind, und überlaß es meinem Herzen, das Deinige zu leiten.

Henriette (freudig). Sie wollen ihn sehen! liebe Mutter? Was für eine glückliche Aussicht eröfnen Sie mir! Er wird gewiß Ihren Beyfall haben. Jezt fühl ichs erst lebhaft, daß Sie mehr, als meine Mutter, daß Sie die Vertraute Ihrer Tochter sind. (Beide gehen Arm in Arm miteinander ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Matthias, dann Herr von Bähring.

Matthias (allein). Curios bin ich doch, wo das Ding hinaus will. — Der gnädigen Frau geht das Ding gewaltig im Kopf herum. — Ja hüte einer einmal ein Mädchen, wenn ihr die Liebe zu Kopf steigt. Wenn ich nicht recht aufpasse, so ist sie im Stande und geht mit ihm durch. Aber gehorsamer Diener! Da müßte Matthias nicht in der Welt seyn. (er sieht zwischen die Coulissen) Was will denn der finstre Patron da? Der ist mein Mann eben nicht, jedes Wort muß man ihm abbetteln, und ich habe es gerne, wenn die Leute hübsch frey von der Leber weg reden. (Er will abgehen)

Bähring. Höre er, doch guter Freund!

Matthias. Was befehlen Sie?

Bähring. Er dient wohl schon lange hier im Hause?

Matthias. Schon ins neunzehnte Jahr, Ihro Gnaden.

Bähring. Da muß er die Leute hier im Hause von Grund aus kennen?

Matthias. Das glaube ich! und wenn ich unsere gnädige Frau, oder unsern Michel, oder unsere Fräulein auf zweyhundert Schritte weit sehe, so will ichs Ihro Gnaden aufs Haar sagen, dort geht die gnädige Frau, und dort geht Michel.

Bähring. Ach, so meine ichs nicht, von aussen kenne ich sie auch, aber ich möchte gern von ihren inneren Angelegenheiten etwas Näheres wissen.

Matthias. Nun, das ist doch erschrecklich! Ich muß heute einen gewaltigen pfiffigen Tag haben, weil mich alles zum Spion braucht, aber das Aemtchen ist so übel nicht. Es wirft etwas ab. (Bähring zieht den Beutel) Da ist erst der Herr von Helmstädt —

Bähring. Helmstädt?

Matthias. Ja: So heißt der Liebhaber von unserm gnädigen Fräulein. Kennen Sie ihn?

Bähring. Ein wenig. (giebt ihm Geld) Weiter! Dieser Helmstädt also?

Matthias. Je nun, der bezahlt mich, daß ich auflaure, wenn er beym Fräulein ist, damit sie die gnädige Frau nicht überrumpelt; und die gnädige Frau bezahlt mich, damit ich ihrs wieder sage, wenn der Herr von Helmstädt beym Fräulein war. Und nun bezahlen mich Ihro Gnaden dafür, daß ich Ihnen das alles wieder erzähle! Ist das nicht spaßhaft?

Bähring. Hm, Hm! Also Helmstädt ist Henriettens Liebhaber? Kennen sie einander schon lange?

Matthias. Es wird etwa eine Woche her seyn! Aber Sie waren schon am ersten Tage so bekannt miteinander, als ob sie einander schon seit zehen Jahren kennten. Verdenken kann ichs dem Fräulein gar nicht, daß sie sich in den verliebt hat. Es ist gar ein lieber Mensch — Und was er ihr für schöne Sachen sagen kann. Warten Sie, wenn ichs Ihnen nur vormachen könnte! Sehen Sie, da steht sie, und hier steht er, und nun greift er ihr nach der Hand, und da gehts! Henriette, Sie entzücken mich! Wenn ich Schätze hätte. — Und dann wieder: Hen-

riette, das bricht mir das Herz! Henriette, das überlebe ich nicht! — Ist das nicht recht hübsch?

Bähring. Und Fräulein Röschen?

Matthias. Die steht dabey, und hörts mit an. Manchmal giebt sie so ihren Senf dazu. —

Bähring. Ich meine, ob sie nicht etwa auch einen Liebhaber hat?

Matthias. Bey Leibe! In ihrem Leben hat sie noch keinen gehabt.

Bähring (lächelnd). Wirklich?

Matthias. Ich müßte ja etwas davon wissen. Ihro Gnaden.

Bähring. Aber das wundert mich! Sie ist doch so ein hübsches Mädchen.

Matthias. Das wohl, aber sie ist, glaube ich, viel zu lebhaft und munter, um sich zu verlieben. Und man sieht es ihr gleich an, daß sie es dick hintern Ohren sitzen hat. Es getraut sich nicht leicht einer an Sie. Aber sonst ists ein seelengutes, braves Mädchen, Ihro Gnaden! Mir ist sie zwanzigmal lieber, als Fräulein Henriette, und ob sie gleich kein Geld hat, so nähm ich sie lieber, als Fräulein Henriette mit allem ih-

rem Reichthum, wenn ich ein vornehmer Herr wäre.

Bähring. Für jezt genug. Sag Er mir, weiß Er, wie ich heisse?

Matthias. Warum denn nicht? Herr von Bähring.

Bähring. Thue Er mir den Gefallen, und sage Er dem Herrn von Helmstädt nichts davon, daß Er mit mir gesprochen hat. Hört Er? Ich werde erkenntlich dafür seyn. (ab)

Zweyter Auftritt.

Matthias allein, dann Helmstädt.

Matthias (allein). Wie der Gukuk ist dann der auf einmal so gesprächig? Sonst sah er einen kaum an, schob sich stockstumm im Garten hin und her, und sprach selbst mit der gnädigen Frau den ganzen Tag nicht zehen Worte. Jezt discurirt er auf einmal, wie ein Anderer, und bezahlt auch mich obendrein dafür. (Helmstädt tritt ein) Gut, daß Sie kommen. Ich habe eben ein langes und breites mit Herrn von Bähring von Ihnen gesprochen?

Helmstädt. Mit Herrn von Bähring?

Matthias. Ja: Ja: Mit Herrn von Bähring! Sie sollen aber nichts davon wissen. Er hat mirs verboten, Ihnen etwas davon zu sagen.

Helmstädt. Ist denn Herr von Bähring hier?

Matthias. Nun, wenn ich mit ihm gesprochen habe, muß er doch wohl hier seyn.

Helmstädt. Aber was macht er denn hier?

Matthias. Was macht er denn hier? Hm! Was macht man denn bey Leuten, die man besucht?

Helmstädt. Ich habe gar nicht gewußt, daß er hier im Hause bekannt ist.

Matthias. O! schon lange. Das ist noch eine Bekanntschaft vom seligen Herrn her. Jezt will ich gehen und es Fräulein Henrietten sagen, daß Sie hier sind. Sie hat mirs befohlen. (ab)

Dritter Auftritt.

Herr von Helmstädt allein, dann Herr von Bähring.

Helmstädt (allein). Mein Onkel hier? Er will heurathen, und ist hier im Hause? — Sollte er

etwa auf Henrietten Absichten haben? (Er bleibt nachdenkend stehen).

Bähring. Aha! mein irrender Ritter! Treffen wir einander hier?

Helmstädt. Sind Sie es wirklich, lieber Onkel? Was in aller Welt machen Sie denn hier?

Bähring. Das wollte ich eben Dich fragen. So ganz umsonst bist Du wohl nicht hier? Wahrscheinlich hast Du einen kleinen Liebeshandel hier?

Helmstädt (stockend). Lieber Onkel —

Bähring. Nur heraus mit der Sprache. Ich sah Dich von weitem mit dem Gärtner sprechen. Vermuthlich ist Dein Merkur.

Helmstädt. Ich kann und darf Ihnen nichts verschweigen, lieber Onkel? Ja es ist wirklich die Liebe, die mich in diese Gegend fast gezaubert hat.

Bähring. Dachte ichs nicht. Es giebt hier im Hause eine gewisse Henriette. Ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Ists etwa die, die Dein Herz gefesselt hat?

Helmstädt. Die nämliche.

Bähring. Hast Du Zutritt bey ihrer Mutter?

Helmstädt. Nein, die kenne ich nicht einmal von Person. Ich habe Henriette blos auf dem Spaziergange kennen gelernt.

Bähring. So! Du hast also hier im Garten geheime Zusammenkünfte mit ihr? Aber weißt Du wohl, daß bey diesem Liebeshandel nicht viel heraus kommen wird?

Helmstädt. Wie so! lieber Onkel?

Bähring. Es thut mir leid, daß ich Dir es sagen muß, aber Du verlierst deine Zeit. Henriette ist ungemein reich. Ich kenne ihre Mutter, und weiß gewiß, daß sie ihrer Tochter keinen Mann geben wird, der kein Vermögen hat.

Helmstädt. Glauben Sie etwa, lieber Onkel! daß es mir um Henriettens grosses Vermögen zu thun ist? O! nein. Wenn Sie nichts als das hätte: so würde ich meine Hofnung auf ihren Besitz im Augenblicke aufgeben. Aber ich liebe sie, und habe das Glück, von ihr wieder geliebt zu seyn.

Bähring. Weißt Du das so sicher?

Helmstädt. Ja, ich bin ihres schönen Herzens vollkommen gewiß.

Bähring. Das ist viel. Ich würde Dir Glück wünschen, wenn Du nicht noch ein ausserordent-

lich grosses Hinderniß zu übersteigen hättest. Man sagt, ihre Mutter sey ernstlich gesonnen, sie an einen sehr reichen Mann zu verheurathen.

Helmstädt. Das weiß ich, Henriette hat es mir selbst gesagt.

Bähring. Und was hält sie davon?

Helmstädt. Sie ist in Verzweiflung darüber. — Kennen Sie etwa den Mann, den man ihr bestimmt?

Bähring. Ja, es ist ein sehr rechtschaffener Mann.

Helmstädt. Gegen seine Rechtschaffenheit habe ich nichts, aber alles gegen seinen Mangel an Delikatesse; denn man muß wirklich sehr wenig fein denken, wenn man im Stande ist, sich einem Mädchen aufzudringen, das einen nicht leiden kann. Wenn Sie ihn kennen, lieber Onkel! so werden Sie ihm einen wahren Dienst dadurch erweisen, wenn Sie ihm sagen, daß Henriette die äusserste Abneigung gegen ihn hegt.

Bähring. Halb und halb vermuthet er schon etwas davon.

Helmstädt. Und tritt doch nicht zurück? Verzeihen Sie, mein lieber Onkel! Aber loben kann ich das unmöglich an ihm.

Bähring. Weißt Du denn, was er thun wird?

Helmstädt. Auf jeden Fall muß er mir erst das Leben nehmen, wenn er zu Henriettens Besitz gelangen will?

Bähring. Ho! ho! Das klingt ja erschrecklich gefährlich. So weit ich ihn kenne, ist er ganz und gar nicht Blutdurstig. Und Du wirst's, glaube ich, auch nicht so weit treiben. Ich glaube, wenn Du mit ihm aus der Sache sprächest, und ihm Deine Gründe auf eine höfliche Art sagtest, er würde sich ganz billig finden lassen — Willst Du ihn sehen?

Helmstädt. Hm. In der Stimmung, in welcher ich jezt bin, heißt das wohl ein wenig gewagt. Bedenken Sie nur, daß er mein Nebenbuhler ist, und daß ich einen Degen führe.

Bähring. Ey! Ey! Du sprichst ja, wie ein Ritter von der Tafelrunde!

Helmstädt. Im Ernste, lieber Onkel, ich stehe für nichts.

Bähring. So stehe ich für alles! Sieh mich einmal an: Wie, wenn ich dieser Nebenbuhler wäre?

Helmstädt. Wie? Sie, lieber Onkel?

Bähring. Ja: Ich; nun wie ists? Soll ich meinen Degen schleiffen lassen?

Helmstädt. Sie haben recht, lieber Onkel! Mein Nebenbuhler hat von mir nichts zu besorgen.

Bähring. Und der Meinige von mir auch nichts. Wir beide duelliren nicht miteinander, ich gebe Dir mein Ehrenwort!

Helmstädt. Ich habe Ihnen so vieles, ich habe Ihnen fast alles zu verdanken, lieber Onkel! Mit Ihnen kann ich es nicht aufnehmen. Ich trete Ihnen meine Ansprüche auf Henriette ab.

Bähring. Pfui! Das würde sich schicken! Ein Soldat muß nicht so leicht weichen. Nutze Du Deine Vortheile. Wir wollen sehen, wie weit wir miteinander kommen.

Helmstädt. Sie erlauben mir also —

Bähring. Ich Dir erlauben? Du vergißt, daß Henriette zwischen uns beiden entscheiden muß. Was habe ich Dir also über diesen Punkt

zu erlauben, oder zu verbieten? Du sagst, Henriette liebt Dich, Du sagst, Sie hat Abneigung gegen mich: nun gut, der Erfolg wird es lehren, ob das wirklich so ist. Du mußt mich in diesem Falle ganz, wie einen Fremden behandeln, mußt in mir nur Deinen Nebenbuhler, nicht Deinen Onkel sehen — Ueberhaupt säh ich es gerne, wenn Du vor der Hand noch nichts davon sagtest, daß ich Dein Onkel bin. — Dort kommt Henriette: Versuche Dein Heil weiter bey ihr. Ich lasse Dich mit ihr allein. — Noch einmal: Wir beide duelliren nicht.

Henriette (tritt auf, will aber gleich wieder umkehren, als sie Bähring erblickt)

Bähring (geht auf sie hin). Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, lassen Sie sich nicht verscheuchen. Ich mache Ihnen Platz. Sie haben vermuthlich mit diesem Herrn etwas Geheimes zu reden. (ab)

Vierter Auftritt.

Herr von Helmstädt, Henriette.

Henriette (für sich, indem sie ihm nachsieht). Was ist das? Diese Kälte, die beynahe an Spott

gränzte? Brauchte er das noch, um sich mir noch verhaßter zu machen? — (Zu Helmstädt) Haben Sie diesen Mann vorher schon gekannt, oder haben Sie ihn erst hier kennen gelernt?

Helmstädt. Nein — ja — Ich habe eben seine Bekanntschaft gemacht.

Henriette. Und finden Sie nicht, daß ich recht habe, wenn ich ihn recht von Herzen hasse, wenn ich ihn verabscheue?

Helmstädt. Wenn sie ihn als ihren Liebhaber hassen, haben Sie vielleicht recht. Aber als Mensch verdient er ihren Haß nicht.

Henriette. Wie? Sie übernehmen seine Vertheidigung? Sie?

Helmstädt. Ich vertheidige ihn nicht, als meinen Nebenbuhler, sondern als meinen Nebenmenschen. Und auch als meinem Nebenbuhler muß ich ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er gehet äusserst honnet zu Werke. Sie müssen wissen, daß er mich selbst aufgefodert hat, meine Bewerbung bey Ihnen fortzusetzen.

Henriette. Ich meiner Seits finde das mehr arrogant, als honnet.

Helmstädt. Lassen wir ihn jezt, und sprechen wir von unsern Angelegenheiten. Was bringen Sie mir, schöne Henriette? Leben oder Tod?

Henriette. Wie so Leben oder Tod?

Helmstädt. Ich meine, ob Sie dem Vorschlage weiter nachgedacht haben, den ich Ihnen vorhin that? Alles ist zu unsrer Flucht bereit.

Henriette. Ich glaube, lieber Helmstädt! Vor der Hand sind wir nicht in dem Falle, zu einem so verzweifelten Mittel unsere Zuflucht nehmen zu müssen.

Helmstädt. Wenn Sie aber Ihre Mutter zu der Verbindung mit diesem Herrn von Bähring zwänge?

Henriette. Das wird sie nicht, gewiß nicht. Sie ist eine zu gute Mutter, die mich recht von Herzen liebt.

Helmstädt. Gerade deswegen könnte sie es am allerersten, wenn sie in ihrem Herzen recht vollkommen überzeugt wäre, daß Sie schlechterdings mit keinem Andern glücklich seyn könnten, als mit diesem Manne. Gerade aus Liebe zu

Ihnen würde sie sich alsdann verpflichtet fühlen, Ihnen dieses vermeinte Glück aufzudringen.

Henriette. Nein, Helmstädt, so weit ists noch nicht. Wir haben noch ein anderes Hülfsmittel.

Helmstädt. Und welches?

Henriette. Wissen Sie wohl, daß ich eine Dame von meiner Freundschaft in unser Vertrauen gezogen habe?

Helmstädt. Eine Dame von Ihrer Freundschaft?

Henriette. Ja, Sie ist meine Tante, und eine seelengute Frau. Sie wird bald hier seyn.

Helmstädt. Und Sie haben ihr unser Verständniß anvertraut?

Henriette. Ja, und Sie um ihren Rath gebeten.

Helmstädt. Sie haben ihr alles erzählt? Auch, daß ich Ihnen eine Entführung vorgeschlagen habe.

Henriette. Wenn man sich einmal Jemanden anvertraut, so muß man ihm alles sagen; zumal, wenn es einem um einen guten Rath zu thun ist. Kann denn der Arzt heilen, wenn man ihm

den, oder jenen Umstand der Krankheit verschweigt?

Helmstädt. Und das nennen Sie ein Hülfsmittel? Du mein Himmel! Ich kenne ja die Tanten, ich weiß schon, wie sie es mit ihren Nichten meinen, zumal, wenn diese Nichten so schön sind, wie Sie, Henriette. Glauben Sie mir, verlassen Sie sich nicht auf diese Tante. Fliehen Sie mit mir. Nehmen Sie das Gewisse für das Ungewisse.

Henriette (an sich haltend). Jezt weniger, als jemals.

Helmstädt. Henriette! wenn Ihnen mein Leben lieb ist! Fliehen Sie mit mir.

Henriette (wie oben). Nein Helmstädt! Noch ist unsere Lage nicht so verzweifelt.

Helmstädt. Ihre Lage nicht, aber die Meinige. Bedenken Sie, daß ich vielleicht jezt zum leztenmale das Glück habe, Sie zu sehen, wenn sie zaudern.

Henriette (wie oben). Ich sage es Ihnen noch einmal, Helmstädt, unsere Lage ist nicht so verzweifelt.

Helmstädt. Henriette! Sie lieben mich nicht so sehr, als ich Sie liebe.

Henriette (wie oben). Wollen Sie, daß ich über diesen Vorwurf mit Ihnen schmäle?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Matthias.

Matthias (der ganz steiff, und ohne eines von beiden anzusehen, durch beide durchgehet und vor sich hin spricht). Machen Sie sich aus dem Staube! Es ist Jemand in Anmarsch.

Helmstädt. Wer ists?

Matthias (wie oben). Jemand, der gerade so aussieht, wie die gnädige Frau.

Helmstädt. Da flüchte ich mich ins Wäldchen. — (im Abgehen) O! hätten Sie nicht gezaudert, Henriette. (ab)

Sechster Auftritt.

Henriette, Matthias in einiger Entfernung, und Frau von Feldstern.

Henriette (auf Frau von Feldstern zu). O! meine liebste Mutter.

Frau v. Feldstern. Ich bin ja jezt Deine Tante. Aber was hast Du denn, liebes Kind? Du bist ja so in Bewegung?

Henriette. Kommen Sie mir gegen mich selbst zu Hülfe! Sie hätten ihn sehen sollen. Er war in seiner Verzweiflung reitzender, als jemals. Er glaubt, es sey alles verloren.

Frau v. Feldstern. Aber warum ist er denn fortgegangen?

Henriette. Weil ihm Matthias sagte, Sie kämen.

Frau v. Feldstern. Ach! er war nicht ins Geheimniß gezogen. Matthias! sucht den Herrn von Helmstädt auf, und sagt ihm, Henriette erwarte ihn hier mit ihrer Tante.

Matthias (sieht sich überall um). Aber ich sehe ja keine Tante.

Frau v. Feldstern. Thut, was ich euch befehle.

Matthias Ach! Jezt versteh' ich. Ihro Gnaden sind die Tante von ihrer Fräulein Tochter.

Frau v. Feldstern (giebt ihm Geld). Richtig, aber reinen Mund, Matthias!

Matthias (im Abgehen). Schon recht. Ich sage meine Augen haben mich vorhin betrogen. Ich kann ja leicht die Tante für Ihro Gnaden angesehen haben. (ab)

Frau v. Feldstern. Sey ruhig, meine Tochter, meine Freundin! Es wird alles gut gehen.

Henriette. Ich hoffe es, liebe Mutter. (Sie küßt ihr die Hand). Bedenken Sie, daß Sie mich ganz in Ihrer Gewalt haben, daß ich Ihnen jedes, auch das kleinste Geheimniß meines Herzens anvertraut habe.

Frau v. Feldstern. Glaubst Du denn, liebes Kind, daß mir Dein Glück nicht mehr am Herzen liege, als mein eigenes?

Henriette. Ich bin von Ihrer Liebe überzeugt. — Wenn Sie ihn erst sehen werden, liebe Mutter, gewiß, Sie werden ihm ihren Beyfall nicht versagen. — Da kommt er.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Helmstädt.

Henriette. Kommen Sie, lieber Helmstädt. Sie haben nichts zu fürchten. Meine liebe Tante meint es gut mit uns.

Frau v. Feldstern. Seyn Sie unbesorgt. Meine Nichte hat mir alles erzählt. — Aber was ist Ihnen? Sie scheinen mir etwas bestürzt?

Helmstädt. Ich muß Ihro Gnaden gestehen, daß mich Ihre Gegenwart ein wenig in Verlegenheit gesezt hat.

Frau v. Feldstern (lächelnd). Seh ich denn so fürchterlich aus.

Helmstädt. Das nicht, gnädige Frau. Aber ihr Anblick flößt mir Ehrfurcht ein.

Henriette (leise). Nun, liebe Mutter! Wie finden Sie ihn?

Frau v. Feldstern (leise). Stille! (laut) Sie haben meiner Nichte eine Entführung vorgeschlagen? —

Helmstädt. Das Mittel ist ein wenig verzweifelt, ich gestehe es: aber meine Lage ist

es nicht minder. Und wenn man in Gefahr ist, ein Mädchen zu verlieren, wie Ihre Fräulein Nichte ist, so ist ein solcher Vorschlag wohl zu verzeihen.

Henriette. Und dann muß ich sagen, liebe Tante, daß er mir dieses Mittel nur auf den äussersten Nothfall vorgeschlagen hat.

Helmstädt. Ich habe leider die traurige Gewißheit, daß Frau von Feldstern nie ihre Einwilligung zu unsrer Verbindung geben wird. Gegen meine Familie ist zwar nicht das geringste einzuwenden; aber der gar zu grosse Unterschied in unseren Vermögensumständen läßt meiner Liebe auch nicht die mindeste Hoffnung übrig.

Frau v. Feldstern. Nehmen Sie sich in acht, Herr von Helmstädt! Gerade dieser grosse Unterschied in Ihren Vermögensumständen sezt Ihre Liebe zu Henrietten in ein etwas zweydeutiges Licht. Sie bekommt dadurch das Ansehen, als wäre sie ein wenig stark mit Eigennuz versezt. Freylich werden Sie das nicht wollen auf sich bringen lassen. Aber was Sie auch dagegen sagen können, was kann uns wohl zwingen, Ihnen zu glauben?

Helmstädt. Ach gnädige Frau! Möge mich der Himmel mit seinen härtesten Strafen heimsuchen, möge man mich — was das Schrecklichste für mich wäre — auf ewig aus Henriettens Gesellschaft verbannen, wenn es mir jemals eingefallen ist, sie um ihres Vermögens willen zu lieben, wenn ichs nicht jeder Zeit für mein größtes Unglück gehalten habe, daß sie so reich ist.

Henriette. Und das hat er mir immer gesagt, liebe Tante.

Frau v. Feldstern. Es ist also die Liebe allein, die Sie an Henrietten fesselt, die Liebe allein, die Sie bewog, ihr eine Entführung vorzuschlagen. Gut! Es sey! Aber Sie sind ein Mann von Ehre, und ein Mann von Ehre denkt unendlich feiner und liebt folglich zärtlicher, als der gewöhnliche Haufe der Liebhaber. Auch im heftigsten, auch im höchst möglichen Grade von Leidenschaft wird er sich nimmermehr so weit vergessen, seiner Geliebten etwas zuzumuthen, was nur den geringsten Schatten auf seinen guten Namen werfen, was ihn nur im geringsten in der Achtung der Welt herabsetzen könnte. — Jezt sagen Sie mir, Herr von Helmstädt, erkennen Sie sich in diesen Zügen?

Helmstädt (für sich). O weh! Das lauft schief.

Frau v. Feldstern. Können Sie es Ihrem Herzen verzeihen, daß Sie meine Nichte zu einem so entehrenden Schritte verleiten wollten? — Gesezt, daß Henriette Sie liebt: macht Ihnen ihr Gewissen nicht den Vorwurf, daß Sie sich dieser ihrer Liebe jezt unwürdig gemacht haben? Ich bin nicht hieher gekommen, Sie auszuschelten, und es stehet Ihnen frey, sich zu verantworten, wenn Sie finden, daß ich Ihnen unrecht thue. Aber sagen Sie selbst, ist meine Nichte nicht recht sehr zu beklagen, daß sie einen Menschen liebt, dem ihre Ehre und ihr guter Name so wenig am Herzen liegt; der die Zärtlichkeit, die sie für ihn hegt, und die Gewalt, die er über ihr Herz hat, dazu mißbraucht, ihre Vernunft irre zu führen, ihre Augen über das, was sie sich selbst und ihrer Familie schuldig ist, zu verblenden und ihr eine Unbesonnenheit zuzumuthen, die sie in der Achtung der Welt so tief herabsetzen müßte. Und das nennen Sie Liebe? In der That: Sie könnten sie nicht empfindlicher kränken und beleidigen, und wenn Sie ihr tödlichster Feind wären.

Helmstädt. Meine gnädige Frau, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich in dem Spiegel, den Sie mir da vorhalten, ganz und gar nichts von meinen Zügen erkenne, daß ich von allem dem, was Sie mir da sagen, ganz und gar nichts in meinem Herzen finde. Die reinste, uneigennützigste und feurigste Liebe, eine unumschränkte Achtung, die mir fast noch theurer, noch unverbrüchlicher ist, als diese Liebe selbst, das ist es alles, was ich für Henrietten fühle. Es liegt nicht in mir, mich an dem, was man im strengsten Verstand Ehre nennt, nur im geringsten zu versündigen. Aber es giebt gewisse ernsthafte, ich möchte fast sagen, grillenhafte Betrachtungen, zu denen kälteres Blut gehört, als ich habe, und die man nicht im Stande ist, anzustellen, wenn man in dem Grade liebt, in dem ich liebe. In meinen Augen ist eine Entführung kein Verbrechen, sondern nichts als eine kleine Unregelmässigkeit, die durch die darauf folgende Heurath wieder gut gemacht wird. Wir hätten uns im Angesichte des Himmels ewige Treue gelobt, und Henriette wäre mit ihrem Gatten entflohen.

Frau v. Feldstern. Mit ihrem Gatten? Nach Ihrer Meinung braucht man sich nur den Gat-

ten eines Mädchen zu nennen, und es zu seyn! Und was, ich bitte Sie, hätte denn Ihr Gelübde ewiger Treue geheiligt? Etwa der Taumel, in dem Sie waren, als Sie es ablegten? Wären Sie dadurch Eheleute geworden, weil Sie es im Rausche der Sinnen einander gegenseitig zusicherten? Wer dürfte es wagen, irgend eine Leidenschaft zu tadeln oder anzuklagen, wenn ihr Taumel ihre Fehltritte entschuldigte oder gar heiligte?

Helmstädt. Gütiger Himmel!

Frau v. Feldstern. Sie nennen eine Entführung eine Unregelmässigkeit, welche die darauf folgende Heurath wieder gut macht. Ich gebe es zu, daß sie dadurch gut gemacht werden kann. Sie kann nicht anders, sie muß auf diese Art gut gemacht werden. Aber eben in diesem muß liegt das Unglück. Betrachten Sie doch einmal die Ehen, die sich mit einer solchen Unbesonnenheit anfiengen, und sehen Sie, wie viele glückliche es darunter giebt? — Liegt der Grund davon nicht etwa darin, weil diese Unbesonnenheit gut gemacht werden mußte? Ein Mädchen, das sich so weit vergessen konnte, sich vor der Trauung mit ihrem Gatten zu vergehen, vergiebt

sich nicht allein die Achtung der Welt, sie vergiebt sich auch die Achtung ihres Gatten selbst. Es muß ihm früh oder spät einfallen, daß sie doch einmal vom Pfade der Tugend wich, und wenn er auch selbst ihr Verführer war. Die Männer sind es nun einmal gewohnt, sich das als kleine Unbesonnenheiten, als erlaubte Schwächen zu gute zu halten, was Sie uns für unverzeihliche Verbrechen anrechnen. Und wie kann in einer Ehe, in welcher es solche Vorwürfe giebt, von Glück die Rede seyn?

Henriette. Um Gottes willen, Helmstädt, zu welchem Schritte wollten Sie mich verleiten? In der That, wüßte ich, daß Sie nur das geringste von diesen entsetzlichen Folgen geahnet hätten, ich könnte es Ihnen in meinem Leben nicht verzeihen.

Helmstädt. Ich schaudre jezt selbst davor zurück, schöne Henriette! Das macht aber nicht die Furcht, daß ich Gefahr liefe, Sie um meine eigene Achtung zu bringen, das wäre nicht möglich gewesen, und wird nie möglich seyn; auch selbst als gefallener Engel würden Sie in meinen Augen immer noch ein Engel geblieben seyn. Aber die Furcht, daß ich im Begriffe war,

Sie in der allgemeinen Achtung der Welt herabzusetzen, Sie, die ich auf den ersten Thron der Welt erheben möchte, wenn ich könnte. Ich sehe jezt mein Vergehen ein.

Frau v. Feldstern. Und Sie würden Henrietten nicht allein unglücklich gemacht haben, Herr von Helmstädt. Sie hat eine Mutter, die sie unaussprechlich liebt, die nur in dieser geliebten Tochter lebt. Denken Sie, was aus dieser Mutter würde geworden seyn, wenn Sie diese Schande über ihr Haus gebracht hätten. Nein, sie hätte dieses Unglück nicht überlebt.

Henriette. Und was wär alsdann aus mir geworden. Urtheilen Sie selbst, Helmstädt, ob ich diese Mutter lieben muß. Sie ist meine beste, meine einzige Freundin. Sie war meine Vertraute bey unserm Verständnisse. Ich habe ihr unsere Liebe, unser Vorhaben, kurz alles gestanden.

Helmstädt. Ihrer Mutter!

Henriette. Ja, meiner lieben, gütigen Mutter. Und sie hat uns in nichts gestört, hat alle unsere Zusammenkünfte ruhig geschehen lassen, hat sich kein einzigesmal ihres Rechts als

Mutter bedient, sondern mir nur als Freundin gerathen. Sie verließ sich meiner Aufführung wegen blos auf meine Liebe zu ihr, und — ließ mir in allem volle Freyheit.

Helmstädt. Welch ein reitzendes, welch ein ehrwürdiges Bild entwerfen Sie mir von ihr! Ich könnte jezt das Leben für diese Mutter lassen, so sehr ich auch Ursache habe, sie zu fürchten. — Wie wenige giebts solcher vernünftiger Mütter, die die Kunst verstehen, zugleich die Freundin ihrer Töchter zu seyn! Und ich Unbesonnener war im Begriff, ein so seltnes Bündniß zu trennen. Nein, Henriette! Erhalten Sie sich dieser guten Mutter würdig. So unaussprechlich viel auch meine Liebe dadurch verlieren mag: Ihr Herz wird um so mehr gewinnen. Gott bewahre mich, daß ich mich zwischen Sie hineindringen sollte. — (Pause in welcher Henriette ihre Mutter voller Erwartung ansieht.)

Frau v. Feldstern. Jezt, Henriette, jezt ist Helmstädt deiner würdig. Jezt erlaube ich Dir, ihn zu lieben.

Henriette (küßt ihr voller Freuden die Hand). Meine gütige Mutter! —

Helmstädt. Ihre Mutter? —

Henriette. Ja, Sie selbst. Helfen Sie mir ihr danken.

Helmstädt (küßt ihr die Hand). Gnädige Frau! Die wahre Empfindung ist am beredtesten, wenn sie schweigt. —

Lezter Auftritt.

Die Vorigen, Herr von Bähring mit Röschen.

Frau v. Feldstern. Eben recht, daß Sie kommen, Herr von Bähring. Als ein alter Freund unsers Hauses werden Sie mir wohl eine Gefälligkeit nicht abschlagen, um die ich Sie zu bitten wage. Haben Sie die Güte, mir das Wort zurückzugeben, das ich Ihnen in Rücksicht meiner Tochter gab.

Bähring. Ich komme gerade in dieser Absicht, gnädige Frau. Ich merkte wohl, daß das Herz des Fräuleins ganz und gar nichts für mich sagte, und der Himmel bewahre mich, daß ich mich einer Frau wider ihren Willen aufdringen sollte. — Wenn Onkel und Neffe um ein und dasselbe Mädchen werben, so ists ja wohl natürlich,

daß sich das Mädchen eher für den Neffen erklärt, als für den Onkel.

Frau v. Feldstern und Henriette zusammen. Onkel und Neffe?

Helmstädt. Lieber Onkel! Ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt.

Bähring (lächelnd). Der glücklichste! Ich bin ja auch noch auf der Welt — Was meinen Sie, Röschen? Leiden Sie das?

Röschen. Es klingt zwar etwas übel, aber ich werde mich bemühen, dem Herrn von Helmstädt Lügen zu strafen — Apropos! (Sie zieht den Handschuh ab, und reicht Henrietten mit komischer Gravität die Hand). Nichte, küsse Deiner Tante die Hand.

Frau v. Feldstern. Ist das Ernst, Herr von Bähring?

Bähring. Ja, gnädige Frau, wenn Sie nichts dagegen haben?

Frau v. Feldstern. Mit meinem beßten Segen.

Röschen. Sind Sie noch böse auf mich, liebe Tante?

Frau v. Feldstern. Närrchen! Ich war es ja nie. Ja, wenn Du mir das Herz meiner Tochter entzogen hättest, dann wohl.

Henriette. Meine gute Mutter blieb deswegen doch die Vertraute ihrer Tochter.

Röschen. Die Mutter die Vertraute ihrer Tochter? Weißt Du wohl, Henriette, daß Du ein wahres Phänomen bist? Diese Geschichte sollte man ins Bülletin einrücken lassen; denn in unserem aufgeklärten Jahrhundert ist das in der That ein sehr seltner Fall.

Sulzbach,

gedruckt mit Kommerzienrath Seidelischen Schriften.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jünger, Johann S.

Ein seltner Fall, oder die Mutter, die Vertraute ihrer Tochter Ein Lustspiel in 3 Aufzügen

Regensburg 1803

P.o.germ. 694 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112070-6